Roland Bothner

Spengler kommt
Dialoge, Szenen und ein Theaterstück

Edition Publish & Parish

Zum Autor:
Roland Bothner, geboren 1953. Studium der Philosophie, Kunstgeschichte, Vergleichenden Literaturwissenschaft, Soziologie, Politologie in Tübingen, München, Bern, Heidelberg, Frankfurt am Main. Dozent für Literaturwissenschaft und Philosophie an den Volkshochschulen Stuttgart und Mannheim. Lehrbeauftragter für Vergleichende Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte an den Universitäten Frankfurt am Main und Gießen. 1996 Habilitation in Kunstgeschichte; Privatdozent für neuere Kunstgeschichte an der Universität Bremen.
Publikationen: Kunst im System. Die konstruktive Funktion der Kunst für Ernst Blochs Philosophie, Bonn 1982; Grund und Figur. Auguste Rodins Höllentor und die Geschichte des Reliefs, München 1993, Auguste Rodin, Die Bürger von Calais, Frankfurt am Main 1993; Schwarz und Rot. Zur Autonomie der Farbe, Talheim 1999, Venezianische Malerei. Tizian – Tintoretto – Veronese, Heidelberg 1999; Action Painting – das Ende der Malerei, Heidelberg 1999; Elemente des Plastischen von Donatello bis Brancusi, Heidelberg 2000; Bosheiten und andere Kleinigkeiten. Philosophische Notizen und Zeichnungen, Heidelberg 2002, Identität, Ordnung, Existenz, Heidelberg 2003; Mythen und Legenden, Philosophische Notizen und Zeichnungen, Heidelberg 2006; zahlreiche kunsthistorische, philosophische, literaturwissenschaftliche Aufsätze in Fachzeitschriften.

Erstausgabe

Blumenstraße 40, 69115 Heidelberg

Gesamtherstellung: Design & Druck Services München
Printed in Germany
ISBN 3-934180-07-8

Einführung: Allgemeines über das Theater

Das Zentrum des Dramas ist der Konfliktfall oder die Kollision. Daraus resultieren die zentrifugalen Kräfte. Der Konfliktfall ist aber nicht einfach vorhanden. Er muss gebaut werden wie ein Haus. Die Entstehung, die Entwicklung und die mögliche Vermeidung, bevor es zur Katastrophe mit ihren Folgen kommt, sind seine Bausteine.

Das Material des Dramas ist die Handlung. Wäre der Mensch ein reines Naturwesen, das Naturgesetzen unterliegt, dann gäbe es nichts Dramatisches. Außer in dem banalen Sinne, dass sich zwei Kausalketten kreuzen.

Im Drama kreuzen sich jedoch Motivketten. Motive, die durch Freiheit zu solchen erst werden können.

Es ist der Schauplatz der Verwirklichung von Innerlichkeit, aber auch ein Experiment der Freiheit. Innere Beweggründe objektivieren sich in Handlungen, im Tun oder durch Untätigkeit. Die Handlungsträger suchen ihre Interessen zu verwirklichen oder die der anderen zu verhindern, indem etwas unterstützt, unterlassen, dagegen gesetzt oder Umstände geschaffen werden, die sich befördernd oder zerstörend auswirken. Das Schauspiel ist eine Wechselwirkung von Charakteren und Umständen, also ein Subjekt-Objekt-Verhältnis. Subjekte objektivieren sich und Objekte werden zu Subjekten, dergestalt, dass diese zum anonymen Schicksal der Subjekte, der Handelnden, werden. Die Objektwelt als Subjekt der Handlung zeigt der Idealist Schiller im „Wallenstein“, wenn es im Prolog heißt: „Das Lager erkläret sein Verbrechen.“ Diese Objektwelt als Macht determiniert in der weiteren Folge die Handlungsweise

des Protagonisten Wallenstein als Handlungssubjekt. Sein subjektives Treiben, sein Ehrgeiz, sein Schwanken, seine Intrigen und seine Methode des Gegeneinanderausspielens bestimmen den dramatischen Antagonismus, der sich durch andere Subjekte als Gegenkräfte einstellt.

Stile sind nicht äußerlich, sie verwirklichen sich durch die Sache hindurch. Von daher bringen sie in je eigener Weise einen Sachverhalt auf die Bühne.

So lässt sich die jeweilige Eigenart am Fall einer Kündigung demonstrieren: Ein Arbeiter wird zu seinem Arbeitgeber bestellt, der ihm die Kündigung ausspricht. Wertneutral gesprochen etwas Undramatisches. Ein Vertrag wird aufgelöst. Nichts weiter. Dramatisch wird es dann, wenn die Kündigung als Kollision behandelt wird.

Wie würde also dieser Fall als naturalistisches Stück gestaltet werden? Der Naturalismus würde Wert darauf legen, eine reale Situation herzustellen. Der Abbildcharakter steht im Vordergrund. In einem großbürgerlichen Ambiente mit schweren Möbeln sitzt der Unternehmer zigarrepaffend hinter dem Schreibtisch, während der abgemagerte Arbeiter sich kaum traut, das Zimmer zu betreten. Der Naturalismus würde nicht die Disparatheit der beiden Welten zur Anschauung bringen. Die beiden Ebenen sind aufeinander bezogen, aber es kollidieren keine verschiedenen Welten. Beide Figuren kämpfen in je ihrer eigenen Welt ums Überleben, aber alles ist so, wie es ist. Naturalismus ist Unmittelbarkeit. Durch Kollision tritt aber längst Vergangenes - als Schuld, Fehlverhalten - in den Vordergrund. Es ist die Stunde des Rückblicks als Gerichtstag wie Ibsen sagt oder die Frage nach möglicher Wiedergutmachung, dergestalt, dass doch das Bisherige gerechtfertigt ist. Die Kollision ist nur Auslöser. Es könnte auch ein Glas zu Boden fallen, um das Verborgene an den Tag zu bringen.

Der Realismus würde den Fall zum Anlass nehmen zu erklären, warum der Unternehmer dem Arbeiter notwendigerweise kündigen muss: Die Entscheidung ist unausweichlich. Die Geschäfte gehen schlecht, der Fabrikant hat große Summen am Spieltisch verloren. Die Wahl fällt auf einen bestimmten Arbeiter, der immer älter wird, schlampig arbeitet, Probleme mit den Kollegen hat, als Störenfried auffällt. Der Realismus thematisiert die Hintergründe der Entscheidung, die Umstände und Beweggründe der Figuren. Eine Radikalisierung erfährt der Realismus durch das epische Theater Brechts. Es versucht, gesellschaftliche Verhältnisse abzubilden. Die Figuren sind keine Individuen, sondern Interessenvertreter dieser Verhältnisse. Sie handeln nicht nach inneren Motiven, sondern die Verhältnisse treiben die Figuren dazu, bestimmte Entscheidungen zu treffen. Das Drama wird zum Modell der Objektwelt. Modellhaft wird durchgespielt, warum der Unternehmer den Arbeiter entlassen muss und warum die Arbeiter den Kapitalisten ausgeliefert sind. An den Personen und ihren Entscheidungen werden die unsichtbaren Gesellschaftsstrukturen als Triebkräfte deutlich. Die Kündigung ist von daher kein Konfliktfall, sondern ein Probefall des kapitalistischen Wirtschaftens. Dem Arbeiter wird gekündigt, weil die Profitrate fällt. Und sie fällt, nicht weil der Unternehmer unfähig ist, sondern weil sich neue Produktivkräfte entwickeln, die ihn an die Wand drücken.

Das expressionistische Theater verwandelt die Kündigung in

ein Menschheitsdrama. Metaphysische Grundhaltungen prallen aufeinander, kämpfen miteinander bis am Schluss offenbar wird, dass sie ein gemeinsames Menschheitsschicksal haben. Sie erkennen sich als verwandte Seelen und fallen sich weinend in die Arme. Das Seelendrama entwickelt sich als ein Reinigungs- und Befreiungsakt von der niederen materiellen Welt. Der Existenzialismus entfaltet den Konflikt unter dem Aspekt der Freiheit. Die Kündigung ist eine Entscheidung, die es beiden ermöglicht, sich als freie Wesen zu entwerfen. Die Kündung ermöglicht Unternehmer wie Arbeiter eine neue Existenzweise. Die Kündigung wäre ein Zustand der Angst, weil er beiden die Chance eröffnet, ihr Leben zu ändern. Das versuchen sie zwar, aber beide scheitern natürlich am Ende. Es bleibt alles wie gewohnt beim Alten.

Das absurde Theater eines Samuel Beckett thematisiert die Kündigung als Spiel mit Rollentausch. Zwei austauschbare Figuren versuchen sich gegenseitig zu kündigen, was nicht zu Ende geführt wird. Die Kollision wird mit Hilfe von Repetitionen und Permutationen unter Ausschluss der Iteration unabschließbar gedehnt. Die Kündigung selbst wird nicht ausgesprochen, sondern umkreist. Thematisch werden die Willensbekundung und das Nachher, nie der Akt der Kündigung selbst. Wobei noch das eine mit dem anderen verknüpft wird. Im Ansatz der Kündigung steckt schon das Moment, als ob die Kündigung schon vollzogen worden wäre, gleichzeitig ist im Nachher die Willensbekundung bereits versteckt, in dem Sinne, dass das, was schon vorbei ist, erst geschehen soll. Entscheidend ist die Durchführung eines Spiels nach Regeln. Die Kündigung ist nur ein Haken, an dem sich das

Spiel einhängt. Das Geschehen selbst wird auf ein Minimum reduziert. Es handelt sich um Formspiele, die aber der Aktion bedürfen, damit die Form in Erscheinung tritt. Der Stoff ist nur das Material der Form und nicht umgekehrt.

Ein reines Formspiel gehörte in den Bereich absoluter Musik. Das absurde Theater lebt jedoch vom Nichts an Handlung und vom Etwas an Formspiel. Die Handlung ist allerdings so notwendig wie die Schachfiguren. Schach ohne Figuren ist ein Gedankenspiel, dann aber kein Theaterstück.

Vorbei ist die Entfaltung des inneren Wesens eines Charakters, der dann mit anderen kollidiert. Ein Bühnencharakter entfaltet keine innere Befindlichkeit mehr. Im Vordergrund stehen Strukturen, Bedingungen, Umstände, die die Figuren hervorbringen und prägen. Vorbei nun auch die Identifikation des Schauspielers mit seiner Rolle. Niemand muss sich in einen Wallenstein oder in eine Maria Stuart verwandeln. Der Schauspieler soll sich im Gegenteil davon distanzieren, er soll die Figuren zeigen. Er ist eher ein Puppenspieler, der mit den Kasperlefiguren spielt.

Das Drama wird vom Modell abgelöst, das einer Versuchsanordnung vergleichbar ist. Am Modell wird gezeigt, warum bestimmte Handlungsabläufe dramatische Qualitäten besitzen. Es thematisiert Probleme, wie sie entstehen und wie sie zu lösen wären. Jedoch Probleme, die den Zuschauer auf den Nägeln brennen. Aber das ist das Problem selbst, denn der Besucher will seine Probleme an der Garderobe abgeben, er will Ablenkung und Zerstreuung. Denn draußen vor der Tür ist er wieder mit ihnen konfrontiert.

Einleitung: Wie zu lesen ist

Im Zeitalter der Informationsflut und komplementär der Kommunikationslosigkeit und der Sprachlosigkeit ist der Dialog oder die Gesprächsszene problematisch. Die Menschen sprechen nicht miteinander, sie reagieren. Sie sprechen nicht aneinander vorbei, sie produzieren Worthülsen. Nun ist aber der Dialog oder die Szene dazu da, etwas zu produzieren. Es ist also zu entscheiden: entweder den Dialog selbst zu thematisieren, also das Dialogische zu destruieren, oder den Dialog als Form einzusetzen, um etwas Einheitliches zu gewinnen. Zum formalen Bau gehört nicht nur Komposition, sondern auch Dekomposition, also der Nicht-Dialog wie bei „Werden Sie Animator, dann kommen Sie auf andere Gedanken". Aber grundsätzlich ist der Dialog das kompositorische Mittel. Die Dekomposition dient der Komposition.

Der Dialog ist somit eine künstliche Form. Daraus ergibt sich wiederum, dass die Protagonisten zusammengesetzt sind. Ihr Charakter ist nicht Abbild eines Vorbilds, sondern das Charakteristische ist die Einheit verschiedener Charakterzüge. Keine reale Person taucht in einer Szene auf. Alle sind Kunstfiguren, allerdings mit typischen Merkmalen. Wobei typisch nicht heißt, dass jede Figur einen Durchschnittswert verkörpert. Die Figuren sind typisch insofern, als sie repräsentativ sind. Sie repräsentieren Verhaltensweisen, Gruppen, Schichten. Diese typischen, also repräsentativen Merkmale sind in der gesellschaftlichen Wirklichkeit verteilt, gar zerstreut. So ist es gerade die Aufgabe, diese Merkmale unter eine Einheit zu bringen,

damit sie als typisch oder repräsentativ gelten können. Der Leser kann sich somit in einer Figur wiederfinden, aber nur insoweit als er typische Merkmale an sich selbst entdeckt. Die Figuren wie der Handlungsverlauf im Theaterstück sind nicht von vornherein festgelegt, sondern das Typische ist Resultat des Prozesses, der sich mit Hilfe der Gesprächsform ergibt. Von daher wird wiederum deutlich, dass die Zerstörung der Form selbst nicht zur Debatte steht oder nur insoweit, als sie zur Charakterisierung beiträgt. Insofern sind die Szenen und Dialoge hinsichtlich der Formgestaltung nicht avantgardistisch. Das Motto der Gesprächszenen ist von Denis Diderot: „Vor allem soll man seine Gestalten nicht mit Geist ausstatten, man muss sie in Situationen versetzen, die ihnen Geist geben."

Kommentar zu „Lieber nicht"

1. Das Intendierte kann an der Gesprächsszene „Lieber nicht" erläutert werden. Das formale Ziel des Dialogs ist die Einfachheit oder die Vereinfachung. Dies geschieht nicht durch Abstraktion oder Ausdünnung, dergestalt, dass nur ein oder zwei Motive behandelt werden, die Figuren somit nur Ein-Motiv-Träger sind. Vielmehr durch Überlagerung oder filmisch ausgedrückt, durch Überblendung verschiedenster Motive. Das Einfache ist so die Einheit des Verschiedenen.
Da jede Figur eine Einheit des Verschiedenen ist und doch nur eine wahrnehmbare Figur, zeigt sich die Verschiedenheit bereits in der Form des Dialogs: die beiden Figuren verste-

hen sich nicht. Sie sind kommunikationsunfähig. Der Dialog zerlegt nun die scheinbare Einfachheit der Figuren Karl und Judith. Was sich an Verschiedenheit ausdrückt, kommt nun zur Sprache.
2. Die Gesprächsunfähigkeit zeigt sich darin, dass sich Judith und Karl nur über Drittes, das heißt über die Vergangenheit oder andere Personen unterhalten können, weiter an der Mischung von Oberflächlichkeit, Langeweile und präzisem Interesse. – Es ist kein Small talk, sondern unter der Oberfläche bereitet sich die nackte Berechnung zum Sprung vor.
3. Der einfache Charakter Karl ist narzisstisch gekränkt und von Ressentiment gegenüber der Frau besessen. Er fühlt sich hereingelegt. Zieht daraus jedoch keine Konsequenzen. Denn er wird am Schluss wahrhaftig betrogen.
Sein Ressentiment ist nicht berechtigt, denn sein Ziel war Sex, das seiner Begleiterin war Italien. Wobei mit Italien von beiden nicht das Land gemeint war, sondern für ihn war es der Ort seiner sexuellen Neigung, für sie das Filmland. Sie wollte die Landschaft wiedererkennen, die im Film gezeigt wurde. Beide wollten mit dem wirklichen Land nichts zu tun haben. Italien war keine gemeinsame Erlebniswelt. Die Begleiterin ist eine Romantikerin.
4. Werden die beiden Frauen miteinander verglichen, so wird die Ehrlichkeit der Romantikerin deutlich – sie hat Karl nichts versprochen – und die Unehrlichkeit der sachlichen Judith, die mit Romantik wahrlich nichts am Hut hat.
5. Es ist ein Dialog der unechten Gefühle. Nur eines ist echt, das Gefühl für Geld. Das Geld schafft auch anscheinend klare Verhältnisse. Doch wahrscheinlich sind Karl und Judith betrogene Betrüger. In ihrer Sachlichkeit betrügen sie sich und andere, auch gegenseitig.
6. Es ist nun ersichtlich, damit sich die verschiedenen Momente ausdrücken können, dass der Dialog ein Textgewebe ist. Die Momente erschließen sich durch wechselseitige Beleuchtung. Von daher wird auch keine kleine Geschichte mit Pointe erzählt. Denn mit der Pointe ist auch die Geschichte erloschen. Es wird ebenso kein Suspense aufgebaut.
Die Geschichten mit Suspense und Pointe, seit Alfred Hitchcock aus den vulgärsten und dümmsten Filmchen nicht wegzudenken, werden gern den Massenmedien überlassen, in dem Sinne: „Eine Atombombe ist explodiert, bleiben sie dran, wir berichten in zwanzig Minuten darüber“ – die Wartezeit wird mit Werbung ausgefüllt.

Lieber nicht

Ein Partygespräch
Karl, Judith

Karl: Ja, ich will eigentlich nicht darüber sprechen…
Judith: Komm doch, erzähl'.
Karl: Wir können uns doch auch nur unterhalten.
Judith: Ach nee, das ist fad.
Karl: Nein, bitte nicht, das ärgert mich noch heute. Da bekomme ich soo einen Hals!
Judith: Das ist dann umso interessanter. Dann lernen wir uns viel besser kennen.
Karl: Ach nein, ungern.
Judith: Jetzt mach' doch schon.
Karl: Also gut. – Ja, also, und ich dachte schon, es wäre so weit. Wir standen auf dem Balkon, sie im Nachthemd. Es war Vollmond, Sterne, Nachtluft und der ganze Sermon. Dann wird sie romantisch. Meine Chance, dachte ich. Ich legte meinen Arm um sie.
Judith: Das ist doch normal.
Karl: Das habe ich mir auch gedacht.
Judith: Und dann?
Karl: Sie sagte nichts. Ich war auch ganz ruhig. Was sollte ich auch sagen?
Judith: Klar, was auch.
Karl: Ich war nicht aufgeregt, wenn Du das meinst.
Judith: Natürlich nicht.
Karl: Weil es einfach nicht weiterging, sagte ich dann doch …

Judith (ironisch): Vielleicht ist sie mondsüchtig.
Karl: Dann sagte ich dann doch: „Und jetzt?“ –
Judith: Sie wäre wohl bis zum Frühstück stehen geblieben. ... Weil's so einmalig schön war.
Karl: Ja, klar. Es wurde langweilig. – Aber dann, und das ist unvorstellbar, drehte sie sich zu mir um. Lächelte so komisch und sagte: „Karl, lieber nicht.“ Ich war wie vom Blitz getroffen.
Judith: Wohl eher vom Mondstrahl.
Karl (wütend, nimmt Judiths Ironie nicht zur Kenntnis): Und was habe ich nicht alles gemacht. Habe die Fahrt nach Italien organisiert, das Hotel gemietet, das nicht billig war.
Judith: Du wolltest ihr was bieten. Dich nicht lumpen lassen.
Karl: Das alles wegen diesem blöden Film „Die Glocken von San Lorenzo“, – die „Glocken von San Lorenzo!“ – Und dann das: „Lieber nicht“, so etwas: „Lieber nicht“ – Und das mir!
Judith: Und das dir!
Karl: Ja gut. – Sie war eh' zu alt. Aber das merk' ich mir, das wird mir nie mehr passieren. Da sorge ich dafür. So eine Sauerei.
Judith: Das aber auch furchtbar. Das kann doch keine Frau machen.
Karl: Anscheinend doch.
Judith: Sie muss doch wissen, jede Frau weiß das. Wenn sie sich darauf einlässt. Nichts ist umsonst.
Karl: Die hat es nicht gewusst. Bei so viel Geld.
Judith: Da heißt es eben: „Augen zu und durch“. – Es gibt Schlimmeres.
Karl: Das war teuer.
Judith: Kurz, eine Fehlinvestition.

Karl: Die hat es halt nicht kapiert. Vielleicht, weil sie Engländerin war.
Judith: Wieso?
Karl: Ach, die hat mich immer mit ihren dämlichen Fragen gelöchert: (nachäffend) „Wie war das mit dem Dreißigjährigen Krieg und Wallenstein?“ – „Wie war das mit Bismarck und der Emser Depesche?“
Judith: Wie langweilig.
Karl: Ich war schließlich nicht dabei. Woher soll ich das wissen!
Judith: Das brauchst du auch nicht zu wissen, mein Lieber. (stößt mit ihm an) – Aber eines muss ich dir gleich sagen: Mit Sex ist nichts! Ich sammle lieber Muscheln am Meer.
Karl (scheinbar abwesend): Mir auch recht. Dann gibt’s wenigstens keine Probleme.
Judith: Und wie viel verdienst du so? Gibt’s auch Aktien?
Karl: Das wird sich zeigen.
Judith: Das denke ich auch.

Der Modeschöpfer

Er, der Modeschöpfer, Sie, eine Freundin

Sie: Ach, wie schön Du bist.
Er: Stell’ dir vor, jetzt bin ich über 60, und habe es endlich geschafft. In kürzester Zeit über 40 Kilo.
Sie: Wie bitte, was? – Mich trifft der Schlag … Was bin ich doch willenlos. Ohne Energie. Bei mir stellt sich schon nach zwei Tagen die Sinnfrage. Und ich werde grauenhaft depressiv.
Er: Ja, ja, ja. Die Sinnfrage. Genau. Die Sinnfrage. – Wie wär’s, wenn ich jetzt dich in Form brächte? Du hast ja jetzt ein Vorbild.
Sie: Abnehmen durch geistige Nahrung?
Er: Nur Obst und Salat, nur Salat und Gemüse. Nur Obst, Salat, Gemüse. Nur ... und viel trinken, viel trinken. Nur Wasser. Nur Wasser ohne Kohlensäure.
Sie: Wasser, ohne Alkohol? Das geht nicht!
Er: Und stell dir vor: damit es mir ist dabei nicht langweilig wird, habe ich ein Kochbuch geschrieben. Jahaa, ein Kochbuch. Ich holte mir einen Fotografen und einen Koch dazu, die mir die Teller fürs Buch etwas herrichtet. – Du weißt schon, das Auge isst mit!
Sie: Nur Salat, Obst und Gemüse und viel trinken? Was soll da das Auge mitessen?
Sie: Aber wie hast Du dein Körper so straff gehalten. Du bist so faltenlos. Sogar deine Leberflecke sind weg?
Er: Nur Obst und Salat … und etwas Gymnastik …
Sie: Was bist du für ein willensstarker Mensch. Einfach gemein.

Ich muss dir ehrlich sagen, das hätte ich dir nie zugetraut. Du warst doch immer so bequem. Und du hast dich doch immer gefragt: Warum sollte ich das tun? Wenn es andere besser können. Du warst doch immer der gute Zweitverwerter. Mehr Sinn fürs Marketing und für die Abwandlung. Dein Slogan war doch immer: Stehlen ist seliger denn nehmen!
Er: Du hast Recht, aber diesmal, diesmal hab' ich es einfach gepackt!
Sie: Schon in Paris, warst du zu faul, die Läden abzuklopfen. Hast deine Jünglinge ins Marais gejagt, in die Secondhand-boutiquen, um abzukupfern.
Er: Aus alt mach' neu. Mein Genie verdanke ich halt meiner Bequemlichkeit und meiner Faulheit, wie wahr, wie wahr. – Das wahre Genie ist faul …
Sie (zweifelnd): Die ganze Abnehmerei … doch nicht etwa wegen eines Kochbuchs? Das bringt dir zwar etwas. Aber deshalb doch nicht die ganze Schinderei?
Er: Ja, ja nur Salat und Obst – und die Liebe!
Sie: Ach, ein neuer Jüngling? – Das ist deine geistige Nahrung? Das ist deine Sinnfrage. Die Liebe?
Er: … Die Liieebe. Er ist wunderschön. Und das Kochbuch habe ich ihm gewidmet. Er wird es nie anschauen, aber ein Buch ist doch ein ewiger Wert.
Sie: Aber dieser Jüngling – ist es nicht doch auch ein Werbe-gag? Um dich wieder ins Gespräch zubringen? Wie viel hast du ihn bezahlt?
Er: Ich und bezahlen? Du kennst mich doch schon so lange – ich bezahle nie. Du als meine treueste Seele, du weißt doch das.
Sie: Das kann man wohl sagen. Wie oft hast du mich schon

gerupft. Aber ich falle halt immer wieder auf dich herein. Ich bin halt dumm.
Er: Nein, ich bin wirklich zum ersten Mal richtig verliebt – und er liebt mich. Wir beide sind wie Kinder – so unschuldig. Kein Versteck spielen, kein Verrat. – Er folgt mir wie ein Hühnchen.
Sie: Nein, das darf nicht wahr sein. Lass dich umarmen. Ich freue mich so für dich – komm' an mein Herz.

(Sie drückt ihn fest. Ein Schrei. Er windet sich vor Schmerz.)

Sie: Was ist los? Bist du durch die Diät auch empfindlicher geworden? Trägst du deshalb ein Korsett?
Er: Schnell, schnell. Ich glaube, meine Nächte sind geplatzt. Schnell ins Krankenhaus!
Sie: Deine Nähte? Was für Nähte? Von der Hose? Weshalb ins Krankenhaus?
Er: Nein, nein schnell – ruf' mein Arzt an, er muss sofort bereit stehen!
Sie (verdattert): ... Wohin? Zur Ambulanz … ? Unfall … ? Notfall … ?
Er: Ach, du dumme Pute, was Ambulanz, – zur kosmeti-schen…! – (Weinerlich) Ach, das erlebe ich sowieso nicht mehr! Ich sterbe. Wahrscheinlich. (Wütend, schreiend) Hau' doch ab.
Sie: Nur Salat und Obst, nur Salat und Gemüse – nur abge-saugt!

Schnuppl, häng dein Gold raus

Rektor, Rektorsgattin, Sekretärin, Kollege

Rektor: Was sind das für Möbel? Gleich raus damit. Die sind was für Kenner.

Sekretärin kommt mit Blumen rein, will ihn begrüßen.

Rektor: Wer sind sie? Ach ja ... Die Möbel müssen raus. Von wem sind die eigentlich?
Sekretärin: Le Corbusier, Breuer, Mies van der Rohe ...
Rektor: Meine Vorgänger? Dann müssen die ja sowieso raus. Die kennt keiner und aussprechen kann das auch niemand. Ich will was mit dickem, schwerem Holz. Patriotismus ist angesagt ... Der Wald: Symbol der Deutschen, sie wissen schon.

(Sekretärin ab, Gattin rein.)

Gattin: Schnuppl, häng dein Gold raus. So möchte ich dich fotografieren. Das ist schon was. Dass die so eine alte Kette überhaupt noch haben?
Rektor: So eine alte Universitätsstadt ist halt doch etwas anderes als solche Gesamthochschulen. Ohne Stil und Kultur. Wo dich jeder mit per du anquatscht und Herr Kollege. Jetzt ist es aus mit dem Kollegen. Die werden sich wundern. Jetzt ist Furcht und Zittern angesagt.
Gattin: Da muss man dich doch jetzt auch anders anreden. Nicht mehr mit Herr Professor, sondern Herr Professor Rektor!

Rektor: Papperlapp, ich frag' gleich nach.

(Lässt Sekretärin kommen.)

Rektor: Wie muss ich angesprochen werden? Seine Erlaucht, Seine Durchlaucht oder wie?
Sekretärin: Magnifizenz!
Rektor: Nur Magni, Magnifizenz? – ohne Euer?
Sekretärin: Ohne Eure, nur Magnifizenz!
Gattin: Nur-Magnifizenz, anstatt Euer. Das ist doch aber auch schön. Wie die Nuhr von Jordanien.
Sekretärin: Nein, die Anrede heißt Magnifizenz, ohne Nuhr.
Rektor: Gut, das werden wir später regeln.

(Kollege kommt.)

Kollege: Herzlichen Glückwunsch, das haben wir gut hinbekommen. Jetzt werden Köpfe rollen, mit eisernem Besen. Jetzt wird aufgeräumt. Forschung, Spitzenleistung statt Geschwätz. Wie du sagtest: Zur Leitkultur gehört Leitforschung – International und maximal.
Rektor: Ja, gleich an die Arbeit. Überleg dir gleich mal wie wir das machen können. Wie wir ran kommen, an die Drittmittel, die Industrie ins Boot holen, Kontakt halten zum Forschungsministerium, zum Land, zur Stadt, zu Amerika. Zu Amerika! Ganz wichtig. Und China! Noch wichtiger. Und Japan. – Afrika nicht vergessen: Do not forget our Africa, the black continental.
(Kollege ab.)

Gattin: Ja, Schnuppl, du hast doch gesagt, wenn es so weit ist, dann machst du gar nichts mehr?
Rektor: Das ist auch so etwas, von wegen eisernem Besen. Ich mach nichts. Das könnte ich auch nicht. Ich bin der Mann der drei Veröffentlichungen und dabei bleibt es. (Selbstironisch): Aus Gewissenhaftigkeit und aus Liebe zur Wahrheit. Mehr gab die Wahrheit nicht her.
Gattin: Jetzt machen wir uns ein schönes Leben, endlich ein eigener Chauffeur.
Rektor: Ich weiß, die haben mich doch nur gewählt, weil ich der kleinste gemeinsame Nenner bin. Der kleinste gemeinsame Nenner! Das sollen sie jetzt spüren. Ihre Machspiele sind mir endgültig egal.
Gattin: Und ich brauche jetzt eine Haushälterin. (Geht ab)
Rektor: Und dich werde ich auch bald abschieben, mit oder ohne. .... Der kleinste gemeinsame Nenner - das werden sie mir alle büßen. Ich mache nichts, aber mit Furcht und Zittern. Ich werde nur noch Member sein, Member of.

(Ruft Sekretärin.)

Rektor: Kündigen Sie meine Mitgliedschaft im Lions Club, beim ADAC. Veranlassen Sie, dass es dem Rotary, dem Golfklub, der Leibniz Gesellschaft eine Ehre sein wird ... Ach was, ich hol' mir doch keine blutige Nase. Die lachen mich dann womöglich aus. Das wäre schön blamabel. – Erkundigen Sie sich, wo man überall drin sein muss und wo nicht jeder Popel reinkommt. – Keine Ahnung.

Sekretärin: Wie soll ich das machen? Das ist nicht Teil meiner Arbeitsplatzbeschreibung.
Rektor: Arbeitsplatzbeschreibung. Dieses Wort kenne ich nicht. – Sie kriegen das auf die Reihe, fertig. Mir ist das egal. ... Sie können ja jederzeit kündigen, wenn Sie wollen. Ich brauche sowieso etwas Junges, Repräsentatives.

(Sekretärin beginnt zu schluchzen.)

Rektor: Das tut gut. – Je früher, um so besser. Aber das, was ich gesagt habe, machen Sie noch. Sie wollen doch nicht, dass Sie eine Abmahnung erhalten? Sie fliegen raus, das garantier ich Ihnen.
Sekretärin kleinlaut: Entschuldigung – ich werde alles versuchen. (ab)
Rektor: Jetzt gibt's nur noch Hilton – und Frauen ...

Reisebericht

Hans, Gerd

Hans: Ah, mal wieder hier? Wo warst du diesmal?
Gerd: In Nordvietnam!
Hans: Und?
Gerd: Hm, ja.
Hans: Hast du eigentlich schon die ganze Welt abgegrast? Oder, anders gefragt, wo warst du eigentlich noch nicht?
Gerd: Na ja. – Ich war schon in Nordamerika …
Hans: Einschließlich Kanada und Alaska?
Gerd: Klar, diese Chance ließ ich mir nicht entgehen. – Dann in Südamerika einschließlich …
Hans: Ja, klar, einschließlich – all inclusive?
Gerd: In Japan, mit der Transib nach Wladiwostok und dann weiter – nach Neuguinea.
Hans: Borneo und Sumatra und Bali?
Gerd: Auch, – es lag auf meinem Weg.
Hans: Deinem Weg? Wohin? – Und was hast du so gemacht?
Gerd: Selbstverständlich fotografiert. Was denn sonst.
Hans: Das gibt aber viele Dias und lange Abende.
Gerd: Das ist der Sinn von der Geschichte.
Hans: Und, wie war's?
Gerd: Ich habe eine neue Kamera, verschiedene Objektive. Einfach Spitze. Beinahe wäre mir die ganze Ausrüstung geklaut worden.
Hans: Das gibt ein paar Abende weniger …
Gerd: Die sind intelligent vorgegangen, das muss ich denen

lassen. Aber ich hab's natürlich sofort bemerkt. Na ja, sind halt auch arme Schlucker. Aber trotzdem.
Gerd: Und wie war's mit Essen?
Hans: Ja, Pekingente nicht schlecht. Aber Reis, immer Reis, furchtbar. Dass die das immer essen können, ist mir ein Rätsel. Und dann Pute, ich kann keine Pute mehr sehen.
Hans: Ja, und was noch?
Gerd: Wie? – Die leben halt auch irgendwie. Das hat mir schon gefallen.
Hans: Und was sonst noch?
Gerd: Was ich erlebt habe, habe ich fotografiert. Alles auf Dia. – Es war schon toll. Ich würde gern noch einmal dorthin.
Hans: Dorthin? Wohin?
Gerd: Ja, dorthin, wo ich schon war.
Hans: Und dann?
Gerd: Und dann war ich noch einmal dort. Was sonst. Du willst wohl auch mal mit.
Hans: Nein, danke. Ich habe keinen Fotoapparat.

Die Ländlichschönste

Jürgen, Ludger

Jürgen: Das ist nun die ländlichschönste Stadt, unser Heidelberg.
Ludger: Was? – Datt is ja wie in Gelsenkirchen.
Jürgen: Nur Heidelberg ist wie Heidelberg.
Ludger: Links ein Geschäft, rechts ein Geschäft. Im Zickzack hoch zum Geist. Immer schön abwechseln. Kaufen, essen, kaufen, essen, essen, kaufen – alles im Stehen und Gehen.
Jürgen: Das reimt sich. Dann kommt man erschöpft beim Geist an.
Ludger: Wie in Gelsenkirchen. Das Geld weg und vollgestopft.
Jürgen: Gelsenkirchen hat keinen Geist. Hat Gelsenkirchen überhaupt eine Universität? Ach jetzt weiß ich, warum so viele Studenten aus dem Ruhrpott den Weg zum „lebendigen Geist“ finden.
Ludger: Das ist der hohe Wiedererkennungswert. – Diese Widmung „dem lebendigen Geist“ kenne ich doch irgendwie. Ist die nicht von Gundolf, dem George-Schüler?
Jürgen: Auch so einer. Zuerst kriegsbegeistert, große Sprüche. Fühlte sich als Mischung von Moltke und Nietzsche. Machte schon in der Etappe schlapp, ohne Feindberührung. George sollte ihn raushauen.
Ludger: Ah, deshalb dem lebendigen Geist. Nur dem Geist.
Jürgen: George – „Wo alle Glut erstarb …“
Ludger: Da hat er wohl an Heidelberg gedacht.

Jürgen: Nana, neben dem George-Kreis, gab’s noch die Weber-Brothers, die Romantiker …
Ludger: Die Knaben Wunderhorn?
Jürgen: Bunsen, Toller, Kuno Fischer, Jaspers … Vor allem Gumbel nicht zu vergessen.
Ludger: An jedem Haus eine Gedenktafel. – Das ist aber schon lange her. Jetzt zehren sie davon, wie von dieser Schlossruine.
Jürgen: Je älter, um so besser.
Ludger: Wo sind jetzt die großen Geister.
Jürgen: Die haben sich auf die Dörfer verstreut.
Ludger: Sie stoßen herab?
Jürgen: Wie die Adler.
Ludger: Um sofort wieder zu verschwinden? Jetzt verstehe ich endlich, warum der Winterkönig die böhmische Krone annahm.
Jürgen: Der wollte weg?
Ludger: Wohl eher seine Gattin. Das muss ein schwerer Schlag für die englische Königstochter gewesen sein, als das Brautschiff hier anlegte. Von wegen Märchenschloss ...
Jürgen: Das war doch erst später. Durch die Verheiratung der berühmten Lieselotte. Die Franzosen haben das niedergebrannt.
Ludger: Es wäre interessanter zu wissen, wer nicht kam oder wer kam und nicht blieb!
Jürgen: So in etwa: Sie kamen als Fremde und blieben Fremde bis sie gingen wie Spinoza, Hegel, Schopenhauer, Lukács, Bloch?
Ludger: Das ist doch eine illustre Gesellschaft.
Jürgen: Gewesen, meinen Sie, gewesen. Irgendwie haben Sie

schon Recht. Hier beginnt man als Junggenie und kehrt als lahme Ente zurück.
Ludger: Und wo sind die Adler?
Jürgen: Das hängt wohl mit dem Wetter zusammen. Richtiges Migränewetter wie in den Tropen, manchmal.
Ludger: Deshalb wollen die sie hoch hinaus? – Und enden im Ententeich.
Jürgen: Wir wollen doch positiv bleiben. Diese hervorragenden Forschungen. Dieser internationale Ruf. Jeder kennt …
Ludger: Da sind wohl viele Nobelpreisträger ausgebrütet worden. Kapazitäten?
Jürgen: Nobelpreis? Ist das ein Kriterium? Aber im Moment fällt mir auf die Schnelle niemand so schnell ein. (Ironisch) Ich täusche mich aber bestimmt.
Ludger: Aber viele Schriftsteller. Bestimmt. Gibt' s keine Künstlerszene? Galerien? Museen? Das wäre auch für die Touristen eine Attraktion. Keine Künstlerkolonie?
Jürgen: Als lebendige Ausstellung? Müsste man einmal den Vorschlag machen.
Ludger: Also lebendige Schriftsteller? So auf du und du?
Jürgen: Das ist so eine Sache. Erst wenn der kurpfälzische Schriftsteller Weltruhm erlangt hat, gönnt er sich diese Stadt.
Ludger: Will er hier seine letzte Ruhestätte finden? Hat wohl nichts vom Winterkönig gehört?
Jürgen: Nein, das ist die Anziehungskraft.
Ludger: Um sich dann auf einem Dorf niederzulassen?
Jürgen: Das hatten wir schon mal. Das ist jetzt gegessen.

(Pause)

Ludger: Aber sehen Sie mal. Alles ganz schön teuer!
Jürgen: Die sind halt alle Inflationsgeschädigte. Die haben früher einmal die Inflation versäumt. Zahlten dann kräftig drauf. Und sagten sich dann: Einmal und nie wieder.
Ludger: Angst vor der galoppierenden Inflation? Dass die ihnen wohl nicht davonrennt?
Jürgen: Jedes Jahr neue Preise. Das ist für die so eine fünfte Jahreszeit.
Ludger: Und das können Sie sich leisten?
Jürgen: Nein, natürlich nicht. Ich habe aber einen Ausweg gefunden. Ich durchstreife die Stadt nach Lokalen, die gerade neu sind. Wenn die Neuen dann merken, wie billig sie sind und aufschlagen … Dann ist höchste Zeit.
Ludger: So mache ich es auch, was die Zahnärzte angeht. Das ist aber anstrengend. (Pause)

Jürgen: Kleine Abwechslung?
Ludger: Ach so, sonst gibt's ja nicht viel.
Jürgen: Für Sie ist wohl überall Gelsenkirchen?
Ludger: Ich komme von dort. – Wovon leben die eigentlich hier?
Jürgen: Von Studenten und Touristen.
Ludger: Also wieder von der Vergangenheit. Ständiger Kapitalzufluss. Man muss nur den Rahm abschöpfen.
Jürgen: Das ist auch eine Kunst.
Ludger: So? Dafür sind sie ganz schön unhöflich, so als weltoffene Gastgeber.
Jürgen: Das verstehen sie völlig falsch. Das ist das badische Naturell. Die sind nicht so aggressiv und unfreundlich, wie

Sie meinen. Das ist die badische, offene Art. Immer direkt, immer heiter und lustig, ohne viel Umstände.
Ludger: Mir wären viele Umstände lieber.
Jürgen: Die badische Heiterkeit ist gewöhnungsbedürftig, zugegeben, aber wenn …
Ludger: Das können Sie mir nicht schmackhaft machen. Diese Preise? Da muss man schon knallhart sein und so lustig … So werde ich mit der Stadt nicht warm.
Jürgen: Das sollen Sie auch nicht. Sie sollen wieder gehen. Da kann ja jeder kommen.
Ludger: Die wollen unter sich bleiben? Ja, warum dann diese Geschäfte überall?
Jürgen: Die müssen doch von irgendwas leben …
Ludger: Eher von irgendwem. Man soll kommen und zahlen …
Jürgen: Sie sind nur enttäuscht.
Ludger: Selbstverständlich. Bei diesem Wirbel und Getue. Von wegen Heidelberg, Du Ländlichschönste.
Jürgen: Sie müssen Hölderlin genau lesen, erst dann können sie die Stadt richtig genießen.
Ludger: Jetzt brauche ich auch noch Hölderlin dazu. Und der war doch zu allem Unglück auch noch ein Sauschwabe.
Jürgen: Er betrachtet nämlich von oben, vom Philosophenweg
Ludger: Da bringen sie mich auf keinen Fall rauf.
Jürgen: Von oben blickt er auf die Stadt, auf die Brücke, auf die Stadt und das Schloss: „Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,/Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt/Leicht und kräftig die Brücke, ...“
Ludger: Ja, ja, die Brücke.

Jürgen: Und weiter: „Aber schwer in das Tal hing die gigantische,/Schicksalkundige Burg nieder bis auf den Grund,/Von den Wettern zerrissen.“ Na?
Ludger: Da heißt es aber auch: „Und herein in die Berge/Mir die reizende Ferne schien/ Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog/… /Liebend unterzugehen/In die Fluten der Zeit sich wirft.“ Der Kerl will weg wie der Neckar! Richtung Westen. Das ist ihm zu eng hier. Dieses Tal.
Jürgen: Das ist doch ganz anders gemeint.
Ludger: Nee, nee. Der steigt da den Höhenweg hoch und sieht in die Rheinebene und will weg. Denn, das müssen Sie zugeben, so viel ist das nicht, was ihm da eingefallen ist, um diese Schönste zu besingen.

Jürgen: Sie machen alles kaputt.
Ludger: Sie haben doch angefangen, von wegen Hölderlin.
Jürgen: Das war doch nur ein Beispiel.
Ludger: Ein Beispiel, Hölderlin ist doch kein Beispiel.
Jürgen: Ich wollte Ihnen nur das Anziehende an Heidelberg verdeutlichen.
Ludger: Verdeutlichen, indem ich den Berg hochkriechen soll? Von dort oben runterglotzen?
Jürgen: Jetzt sind Sie nah dran.
Ludger: Aus der Ferne? Ich bin nah am Reiz der Stadt, – aus der Ferne?
Jürgen: Genau das.
Ludger: Ich verstehe jetzt nichts mehr.
Jürgen: Doch gerade haben Sie’s verstanden.
Ludger: Aus der Ferne? Sie meinen, die Stadt gewinnt ihren

Reiz, erst aus einer gewissen Entfernung.
Jürgen: Ja, auch umgekehrt. Je näher man dieser Stadt auf den Leib rückt, desto mehr verliert sie.
Ludger: Das ist ganz normal, bei einer Ländlich...
Jürgen: Jetzt nur nicht abgeschmackt werden.
Ludger: Einverstanden. Aber dann wäre sie trotzdem nur so etwas wie eine Theaterkulisse.
Jürgen: Sie könnten auch sagen: Schein.
Ludger: Und wie kommt der zustande?
Jürgen: Wie Hölderlin zeigt. Durch das Zusammenwirken zu einem Bild. Und dieses Bild ist nur aus der Ferne zu betrachten.
Ludger: Ein Fernbild. Nur aus der Distanz? Also fern von mir? Merkwürdig. Eine Stadt, die von ihrem Schein lebt? Das gibt's nicht. – Da haben Sie aber lang nachdenken müssen, um das rauszukriegen. Mann o Mann.

Werden Sie Animator, dann kommen Sie auf andere Gedanken

Dieter, Erwin, Manfred

Dieter: Die Arbeitslosigkeit, Millionen von Arbeitslosen, alle sind betroffen, von ungelernten Hilfsarbeitern zum Angestellten, vom einstigen Baby-Boss zum Akademiker. Schlimm, schlimm. Ein Naturereignis. Da kann man nichts machen. Dies ist ein Naturereignis. Da sind wir machtlos, allesamt, hilflos. Nur Solidarität ist möglich, ein bisschen Aufmunterung, Schulterklopfen. Aber was will man machen. Einfach ein Naturereignis.
Erwin: Die machen aber auch nichts, stehen nur rum, die machen auch so einen fahlen Eindruck.
Dieter: Das kommt vom vielen Qualmen. Von früh bis spät. Hast du von denen schon einen gesehen, der nicht qualmt?
Erwin: Deshalb haben unsere Genossen, Gott sei Dank, die Tabaksteuer erhöht. … Hilfe zur Selbsthilfe, für mehr Lebensqualität.
Manfred: Und Duschen ist für die ein Fremdwort. Kein Wunder.
Dieter: Einfach eine Naturereignis. Natürlich kann man nichts machen, Schadensbegrenzung, Schutz der Würde.
Erwin: Du meinst wohl, Schutz vor der Lebenswürde, ach nein, Schutz der Würde vor dem Leben, ach Quatsch, der § 1 unserer Verfassung halt. Alle Gewalt geht vom Volke aus, auch die Würde.
Dieter (zynisch): Also zur Klarstellung: Von wegen Gewalt

geht vom Volke aus, das war Weimarer Republik. Da hat man gesehen, wohin das führt. Und es heißt nicht mehr Verfassung, sondern Grundgesetz und nicht Paragraph, sondern es ist der Artikel 1. Und gegeben wurde das Grundgesetz durch die Gründungsväter mit Gotteshilfe und zur Würde gehört der Gottesbezug.
Manfred (ernst): Ohne Gottesbezug keine Würde? Komisch!
Dieter: Das ist doch alles gleichgültig, ob mit oder ohne Grund, ein Naturereignis ist das alles –, aber jetzt hab ich's: eine ägyptische Plage!
Manfred: Natürlich können die nichts dafür. Natürlich ist das alles Blödsinn: wer Arbeit sucht, findet sie auch. Aber die könnten sich auch was einfallen lassen. Die haben den ganzen Tag Zeit.
Erwin: Und wir müssen unsere kostbare Zeit in Sitzungen verschwenden. Was könnten wir nicht alles machen.
Manfred: Für die Arbeitslosen
Erwin: Für die natürlich nicht. Die Unternehmer schaffen die Arbeitsplätze. Da müssen wir Druck machen.
Dieter: Die Unternehmer können doch auch nicht, wie sie wollen. Die sind doch selbst die Gehetzten. Konkurrenzdruck, die gelbe Gefahr der fallenden Profitrate usw.
Erwin: Wir müssen unsere Stärken stärken. Ich sage Artikel 2. Die Entfaltungsfreiheit stärken. Die brauchen einfach mehr Bewegungsfreiheit, die müssen flexibler werden. Weg mit dem Riesentanker hin zu kleinen wendigen Schnellbooten.
Dieter: Uns sind die Hände gebunden. Wir sitzen im selben Boot.
Manfred: Du meinst, die sollen rudern. Auch nicht schlecht.

Dieter: Die rudern uns davon.
Erwin: Das stimmt doch alles so nicht. Ich weiß, was du sagen willst. Von wegen hier die Kapitalisten, dort die armen Arbeiter. Dem Arbeiter geht es doch gut. Die wissen doch überhaupt nicht mehr, wo sie Urlaub machen sollen, so viel verdienen die doch gar nicht.
Manfred: Da hat halt jeder noch etwas nebenherlaufen. Nachbarschaftshilfe.
Erwin: Ohne die Arbeitslosen wäre alles in Ordnung. Die brauchen wir einfach nicht.
Dieter: Ich sag's ja, eine ägyptische Plage.
Erwin: Aber du, mit deinem Klassenkampfgeschwätz. Das ist doch tiefstes 19. Jahrhundert, von wegen Profitrate, Mehrwert. Da kennen sich nicht einmal die Unternehmer aus. Und die müssten's ja wissen.
Manfred: Ich weiß, neben Lohnkosten runter, länger arbeiten, Steuern hoch, damit der Staat die Unternehmer subventionieren kann. Die Lohnkürzungen von heute, sind die Investitionen von morgen. Die Wirtschaft soll wachsen wie ein Tumor, dann sind auch die Arbeitslosen weg. Aber hoffentlich streut er dann nicht.
Erwin: Mein Gott, bist du dogmatisch. Dieses alte Gewäsch. Von vorgestern. Das war schon damals falsch. Und wenn du jetzt noch von Klassenbewusstsein und Revolution sprichst, dann steh ich auf und geh!
Dieter: Es geht nicht mehr um Weltgeschichtliches bei dieser Globalisierung. Aber da muss ich dir schon widersprechen. Der alte Marx hat gesagt …
Erwin: Wer?

Dieter: Der alte Marx
Erwin: O Gott, nicht schon wieder – ich gehe jetzt.
Dieter: Der alte Marx hat gesagt: Das Kapital ist scheu wie ein Reh …
Manfred: Also müssen wir es anlocken, damit es bei uns bleibt.
Dieter: Aber doch eher auf dem Hochstand sitzen und warten bis …
Erwin: Das ist der absolute Tiefstand. Die geht um Millionen Arbeitslosen, um tragende Ideen. Und ihr?
Manfred: Leute, das bringt doch alles nichts. Wir müssen gemeinsam Fahrt aufnehmen. Dann klappt es auch wieder. Im Kleinen anfangen. Wir dürfen uns nicht von Zahlen schrecken lassen.
Dieter: Er hat gesagt: Es ist aber blutrünstig und bluttriefend, wenn es um Profite geht.
Erwin: Jetzt bin ich mit dir fertig. Dass wir dich überhaupt noch dulden. Ich stelle den Antrag auf Ausschluss bei der nächsten Sitzung. So geht das nicht. Wir sind solidarisch, wir können solche erzreaktionäre Gesinnungen nicht dulden. Du machst uns doch alles kaputt.
Dieter: Ich habe doch nur zitiert ...
Manfred: Aber, dass du überhaupt solches Zeug in deinem Kopf herumträgst, ist schon bedenklich. Da kann man nie wissen, was sonst noch so in deinem Kopf rumspuckt. Es gibt klare Richt-linien.
Dieter: Entschuldigt, es kommt nicht mehr vor. Auch nicht nach drei Bier.
Manfred: Das ist schon verdächtig. Dass du überhaupt so viel Zeit hast für diesen Mist. Wir arbeiten Tag und Nacht. Aber

der Herr liest – Bücher!
Dieter: Es war nur ein Artikel in einer Schülerzeitschrift.
Erwin: Und du hast nichts dagegen unternommen?
Dieter: Das sind doch fast noch Kinder. Nicht einmal Jugendsünden.
Manfred: Das darf man nicht durchgehen lassen. Man sieht die Folgen schon bei dir. In diesen schweren Zeiten ist Härte angesagt. Uns schwimmen die Felle weg, wir saufen ab. – Und der Herr liest Schülerzeitung.
Erwin: Beruhigt euch. Wir müssen im Kleinen anfangen. Positiv sein, die Miesmacherei bringt doch nichts.
Dieter (angepasst): Richtig, von Mensch zu Mensch. Wir müssen wieder die Menschen begeistern, die Lethargie überwinden.
Manfred: Die Lethargie?
Dieter: Die Lethargie. Weißt du nicht, was das ist?
Manfred: Doch, doch … die Lethargie überwinden. Kurzum, etwas tun.

Dieter: Was tun? – Aber was?
Erwin: Soll das wieder eine Anspielung sein? Du bist doch unverbesserlich. Mir reicht's wirklich.
Manfred: Also klein anfangen, dann schaffen's wir. Ich gebe euch nur ein kleines Beispiel, dass es geht. Ihr kennt doch alle meine Tochter. Jetzt hat sie ihren Abschluss gemacht. Sie wollte auch nur den Magister machen, so über Gedichte, Reime halt. Danach brauchte sie unbedingt Erholung von dem Stress. Sie wollte nach Australien. Ich habe deshalb einen Genossen kontaktiert. Ihr wisst schon.

Dieter: Auf unsere Kosten?
Erwin: Das musst du gerade sagen. Du Bildungsphilister.
Manfred: Also. – Jetzt hat sie sich nur zweimal beworben und es hat sofort geklappt. Nur zwei Bewerbungen!
Dieter: Ohne deine Hilfe?
G. (lacht): Klar. Ihr wisst ja. Ich habe einen Allerweltsnamen. Meyer heißt ja jeder.
Erwin: Ja, weiter …
Manfred: Ich hab's ihr angeboten. Aber sie sagte: Papi, ich will's alleine schaffen. Wenn du dort anrufst, dann bin ich auf ewig beleidigt.
Erwin: Und?
Manfred: Sie hat nach wenigen Tagen sofort die Stelle erhalten, sogar mit eigener Sekretärin. – Ohne mich!
Erwin: So geht's, genau. Nur durch Leistung. Die stellen sich alle nur dumm an.
Manfred: Und arbeitet schon und verdient schönes Geld. Alle Achtung, das muss ich sogar als Vater sagen.
Dieter: Das wird nicht wenig sein, bei deinem Gehalt.
Manfred: Das kann man wohl sagen. Alles ohne meine Hilfe. Ein paar Gedichtinterpretationen genügen, um nicht auf der Straße herumzulungern.
Erwin: Und zu qualmen.
Dieter: Und wo hat sie sich beworben?
Manfred (triumphierend): Bei der Partei und bei der Gewerkschaft.
Dieter: Donnerwetter und alles ohne deine Hilfe. Bei diesen harten Auswahlkriterien.
Manfred: Ich sag's doch. Bescheiden anfangen. Es muss nicht immer gleich ein Posten in der Chefetage sein. Habe ich zu ihr gesagt. So geht's auch.
Dieter: Ohne Hilfe, ohne Beziehungen. So muss es gehen. Ich sage auch immer, wenn jemand kommt: Werde Animateur, dann kommst du auf andere Gedanken.
Manfred: Ja, ganz ohne mich. Sie hat ganz gute Chancen weiter zu kommen. Aber ich sage ihr immer: „Lehrjahre sind keine Herrenjahre."
Dieter: Jetzt schon?
Manfred: Ich sage doch, die Arbeitslosigkeit müssen wir loswerden. Klein anfangen. – Ohne mich.
Dieter: Ja, ganz unbestechlich sein, aber solidarisch. Jeder wird seinen Weg finden.
Erwin: Du alter Heuchler. Aber damit kommst du mir nicht durch.
Manfred (selig-versonnen): Meine Tochter, ohne meine Hilfe.
Dieter: Eine wahre Erfolgsgeschichte. Und wir durften dabei sein. Zumindest zu Beginn.
Erwin: Aber du wirst nicht weiter dabei sein. Dafür sorge ich.

Im Museum

Eine Gruppe von mittelständischen Unternehmern: Big, Eve, Samy, Charly, Benny, Robby, Gerry; Gattin von Charly: Betsy; Gattin von Benny: Linda; Museumsführerin

Big: Wie lange soll das noch gehen. Ich bin schon ganz fertig von diesem vielen Zeug.
Eve: Nicht Zeug, das sind alte Ölgemälde.
Museumsführerin: Und hier haben wir ein Meisterwerk aus dem 15. Jahrhundert. Altniederländisch. Ein sogenanntes Stifterbildnis. Beachten sie die genauen physiognomischen Züge, wie penibel. Jedes Härchen und Äderchen ist sichtbar, sogar die Warzen und Falten. Wie eine Fotografie.
Samy: Die hatten damals Zeit. Die hatten damals nichts zu tun. Die Zeit hätte ich auch gern. Mich abmalen zu lassen – in Öl! Gott sei Dank gibt es heute die Fotografie.
Big: Ist das alles langweilig und alt. Wie lange soll das noch gehen. Diese Ölgemälde verpesten die ganze Luft.
Samy: Da freue ich mich schon, bis ich endlich auf der Autobahn Gas geben kann. So ein Auto ist doch was anderes.
Eve: Die hatten halt damals keine Autos, deshalb sind die auf so komische Ideen gekommen. Stifterbildnis mit Maria und Heiligen.
Charly: Bevor wir aber richtig Gas geben, zischen wir noch ein zünftiges Weißbier. Promillegrenze hin oder her.
Benny (bläht die Backen): Bei diesem Ganzen. Nichts als Anbetungen und Kreuzigungen …
Charly: Da gönnen wir uns noch Zigarren.

Betsy: Damit ihr dann genau so leidend ausseht wie diese ge-rösteten Leichen.
Linda: Da müsst ihr zuerst mal eine Raucherecke finden.
Benny: Dann rauchen wir halt im Freien. Auf einer Bank, bevor wir abzischen.
Charly: Du wirst dich wundern. Das ist ja noch schlimmer, als geröstet zu werden. Überall diese asketischen Puritaner. Die gucken dich an, als wärst du ein Verbrecher.
Robby: Und wenn dann Kinder dabei sind. Die können Krach machen und dich bespucken. Aber du läufst mit deiner Zigarre als Kinderschänder herum.
Museumsführerin: Also bitte, wenn sie dies nicht interessiert, dann verlassen Sie doch das Museum und warten draußen.
Big: Ja, ja. Hunde müssen draußen bleiben.
Samy: Das stehen wir durch, wir haben schließlich bezahlt.
Charly: Es ist doch sonst niemand da, den wir stören könnten, außer die Wärter.
Big: Und die brauchen auch Unterhaltung.
Eve: Ich möchte aber auch eine kleine Belohnung für das.
Big: Für was? Du bist bloß mit, weil's dir so langweilig ist.
Eve: Sehr charmant. Und das sagst du vor allen, in aller Öffentlichkeit.
Big: Warum? – Wir kennen uns doch alle. Und die anderen kennen uns nicht. Na gut. Als Wiedergutmachung kriegst du was Kleines, aber nichts von Hermès. Das sind teure Schnäppchen.
Eve: Mir genügen ein paar Badelatschen aus purem Plastik mit rosa Plastikröschen drauf.
Big: Ich gehe aber nicht mit ins Kaufhaus, das Museum reicht mir.

Eve: Brauchst auch nicht. Trink dein Bier und deine Zigarre gönn ich dir. Ich gehe nur kurz zu Chanel.
Betsy: Wir Frauen sind doch ganz bescheiden. Ich gehe mit dir. Wir bezahlen dann mit deiner Kreditkarte. Dann werden wir schon nicht beklaut, und ihr Männer habt die totale Kontrolle über uns und ihr spart noch dabei. Denn abgerechnet wird erst später. – Ich möchte auch so ein Almosentäschchen wie der Typ auf dem Bild.
Museumsführerin (genervt): ... Durch die Bildnisse dokumentierten die Stifter ihren Glauben. … Ihr ewiges Seelenheil war ihnen wichtiger als all der irdische Tand. Deshalb die Gebetshaltung.
Big: Stifter, Stifter? Was sind Stifter? Die müssen aber reich gewesen sein, von wegen irdischem Tand. Zuerst reich und dann Seelenheil. So hätte ich's auch gern.
Museumsführerin: Sie gaben ihr ganzes Vermögen den Armen, damit sie für sie beten.
Robby: Das käme bei mir nicht in Frage. Ich zahle meine Steuern.
Charly: Ich gehe jetzt auch stiften. Stiften und Steuern sparen.
Robby: Hat das nicht kürzlich unser Bundespräsident gesagt: Gutes tun und Steuern sparen?
Big: Aber natürlich. Dieser Typ da auf dem Gemälde war auch so ein Spartyp wie diese Superreichen, unsere Vorbilder. Dieser Herr Holzstuhl und dieser Verpackungskünstler aus Schweden und unsere Herren Discounter. Das sind doch alles Stifter?
Charly: Wie, die sind reich, weil sie keine Steuern zahlen, ganz legal? Da steht aber nichts darüber in meinem Buch über

Steuertricks. (ironisch) Und mein Anwalt und Steuerberater sagt mir auch nichts.
Benny: Wie macht man das?
Gerry: Haha, ich habe das längst gemacht.
Charly: Wann? Wie?
Gerry: Ja, als dieser Bautiger damals diesen Opernball finanzierte und Bankrott machte. Und sagte, er hoffe, dass seine Arbeiter noch ihren Lohn bekommen. Und frisch, fröhlich und frei weiterfeierte. Da habe ich mich erkundigt.
Linda: Der lässt sich jetzt bestimmt auch als Stifter malen, die Zeit hat der jetzt.
Museumsführerin (einwerfend): Ja und die Armen konnten Ablass bekommen, wenn sie vor diesem Bild Fürbitten für den Stifter verrichteten. Damals hingen diese Gemälde in der Kirche, versteht sich.
Betsy: Der Eintritt war kostenlos, nehme ich an?
Benny: Jetzt aber von vorn! – Ich will auch mal was lernen.
Gerry: Ganz einfach. Du nimmst dein Geld, gründest eine Stiftung und zahlst keine Steuern.
Benny: Ja, wovon lebe ich dann?
Gerry: Vom Stiftungsvermögen. Du machst dich zum Stiftungsvorsitzenden und zahlst dir dafür ein ordentliches Gehalt.
Big: Und die Familie?
Gerry: Du machst natürlich eine Doppelstiftung. Familien- und eine normale Stiftung.
Benny: Wie das denn?
Gerry: Dummkopf. Deine Familie ist jetzt arm, weil das ganze Geld in der Stiftung steckt. Deshalb ist sie die erste, die verarmt ist. Die ersten Almosen gehen natürlich an die Nächsten.

Big: Und der Staat, will der nichts?
Gerry: Der Staat freut sich, weil du so traditionsbewusst ist. Er muss sich nicht mehr um dich kümmern.
Samy: Aber das Vermögen wird doch immer kleiner? Wie komme ich über die Runden?
Gerry: Durch Spenden. Deine Aufgabe ist, Spenden einzubringen. Du bittest bei Anderen um Spenden für einen guten Zweck.
Big: – Die Stiftung, aha!
Gerry: Pro forma schüttest du auch mal was aus, schon aus Werbegründen. Sonst versiegt der Brunnen der Spendierfreudigkeit, gewissermaßen, haha.
Museumsführerin (wirft ein): Pia causa heißt das.
Samy: Pia causa? Also doch wieder etwas hergeben, soll das wohl heißen. Also ganz so tricky ist das doch nicht.
Gerry: Ja, aber du bestimmst die Zwecke selbst. Dann lässt du dich malen wie dieser Typ da. Und schon hast du den Ruf eines Kunstmäzens und wirst hofiert.
Betsy: Dann machen wir nur noch Shopping.
Gerry: Eben.
Benny: Dann brauche ich auch kein Motorboot am Bodensee mehr zu mieten, um mein Geld in die Schweiz zu bringen.
Museumsführerin (genervt): Also solche Kulturbanausen. Kein Sinn für Kunst. Und Trinkgeld geben Sie auch keins.
Gerry: Das gehört auch nicht zur Stiftungszweck. Haha. (verlassen lachend den Saal)

Beim Feuilletonchef

Feuilletonchef, Kandidat

Feuilletonchef: Sie wollen bei uns schreiben? Was haben sie zu bieten? Wir suchen immer gute Leute.
Kandidat: Promotion und gescheiterte Habilitation, wie Sie aus den Unterlagen entnehmen können.
Feuilletonchef: Und jetzt glauben Sie bei uns zu landen? Da haben Sie aber schlechte Karten.
Kandidat: Suchen Sie niemand, der etwas von der Sache versteht?
Feuilletonchef: Nein, natürlich nicht.
Kandidat: Sind Ihre Leser so anspruchslos?
Feuilletonchef: So anspruchsvoll, selbstverständlich. Unsere Leser wissen Bescheid. Die brauchen keine Belehrung.
Kandidat: Was wollen sie dann?
Feuilletonchef: Eine flotte Schreibe, Unterhaltung, Zerstreuung, … Nichts, woran sie hängen bleiben.
Kandidat: Da bin ich allerdings fehl am Platz.
Feuilletonchef: Keine Bange, Sie werden’s schnell lernen.
Kandidat: Wohl kaum.
Feuilletonchef: Sie müssen nur Ihr Wissen verlieren.
Kandidat: Und dann?
Feuilletonchef: Schreiben Sie so, als hätten Sie gerade bei dieser Ausstellung oder bei diesem Buch eine völlig neue, noch nie da gewesene Erkenntnis gewonnen.
Kandidat: Das ginge über meine Kräfte.
Feuilletonchef: Keine Sorge. Es gibt einen Kniff.

Kandidat: Für neue Erkenntnisse?
Feuilletonchef: Es ist völlig gleichgültig, was Sie schreiben. Entscheidend ist: der Text muss eine Pointe haben. Und diese Pointe ergibt dann schon die Überschrift.
Kandidat: Das heißt aus der Pointe gibt sich die unerhörte Erkenntnis?
Feuilletonchef: Sie ergibt sich nicht. Die Pointe ist die Erkenntnis.
Kandidat: Wenn ich also eine Ausstellung besuche, bin ich nur auf der Suche nach einer Pointe. Völlig egal, ob sie passt oder nicht?
Feuilletonchef: Im Gegenteil. Sie sollte nicht passen. Das macht die Sache interessanter.
Kandidat: Aber noch interessanter wäre es, wenn der Leser darüber informiert würde, ob sich die Ausstellung überhaupt lohnt.
Feuilletonchef: Das wäre noch schöner. Jede Ausstellung ist ein Event. – So läuft es nicht. – Da könnten wir den Laden gleich dichtmachen.
Kandidat: Und so?
Feuilletonchef: Sie haben ihr Geld und wir unsere Pointe. Fertig.
Kandidat: Aber, da brauche ich doch nicht hinzugehen. Eine Pointe kann ich mir auch so ausdenken. Ich schreibe Worte, schiebe sie hin und her, tausche sie aus. Hauptsache es klingt gut, wie beispielsweise „Schönheit ist Ästhetik“ oder „ein Bild ist ein Rhizom oder ein Dispositiv“?
Feuilletonchef: Sie lernen aber schnell. Vielleicht wird’s was mit uns.

Kandidat (entrüstet): Diesen Unsinn, dieses dümmliche Gerede?
Feuilletonchef: Das war wohl ihr Fehler. Sie wollten der Sache auf den Grund und haben nicht beachtet, dass es anders funktioniert.
Kandidat: Danach ist man immer schlauer. Jetzt weiß ich’s. Zuerst die Stelle, die Habilitation wird nachgeliefert.
Feuilletonchef: Hatten Sie denn keine Förderer, die Sie durchsetzten? Es gibt doch einige, die sich für Ihr Thema interessieren? Für diesen Bildhauer? – Ist da nicht dieser Schmolz zuständig? An den hätten Sie sich halten sollen. Der ist ein Fuchs!
Kandidat: Doch, doch, das habe ich ja. So blöd war ich auch nicht.
Feuilletonchef: Haben Ihre Würstchen, die sich hinter ihren Vollbärten verkriechen, nicht Kontakt aufgenommen?
Kandidat: Doch, die haben mich zu ihm geschickt.
Feuilletonchef: Das war wohl der erste Fehler. Die müssen doch tätig werden.
Kandidat: Das habe ich auch gemerkt. Ich sollte für sie den Weg ebnen.
Feuilletonchef: Das gehört auch dazu. Geben und nehmen.
Kandidat: Es war allerdings nur ein Geben.
Feuilletonchef: Warum? Sind Sie mit dem Fuchs nicht ausgekommen?
Kandidat: Viel zu gut. Ich habe ihm alles schön berichtet und zum 150. Mal erklärt. Er hat mich ausgeschlachtet. Meine Ergebnisse hat er schlichtweg plagiiert.
Feuilletonchef: Na, na. Jetzt gehen Sie aber doch zu weit. – Wir

nehmen doch von überall unsere Weisheiten her. Da sind Sie ein bisschen ungerecht.
Kandidat: Ungerecht? Ich kann es nachweisen. Ich kann sogar seine Vorgehensweise nachweisen. Also, wie er abschreibt.
Feuilletonchef: Sie behaupten, Sie hätten Erkenntnisse gewonnen. Konnte dieser Schmolz nicht auch zu diesen Ergebnissen kommen? Völlig unabhängig von Ihnen?
Kandidat: Nein, denn Plagiieren ist seine Methode. Er plagiiert auch andere. Ich kenne die Autoren, die er benützt hat.
Feuilletonchef: Das sind aber schon harte Vorwürfe. (zynisch-lächelnd) Sie könnten sich doch zu einer Interessengemeinschaft von Plagiatsgeschädigten zusammentun …
Kandidat (ungerührt): Die anderen regen sich nicht auf, weil sie von ihm abhängig sind oder sich von ihm etwas erhoffen.
Feuilletonchef: Was wohl ein Irrtum ist. Nehme ich an.
Kandidat: Die leben doch alle von ihren Versprechungen.
Feuilletonchef (genüsslich): Ich auch. Aber sie haben noch immer keine Beweise vorgelegt.
Kandidat: Ich habe eine Synopse angelegt. Er übernahm nicht nur einzelne Erkenntnisse, sondern auch meinen ganzen Aufbau.
Feuilletonchef: Was beweist das?
Kandidat: Das beweist, er schreibt einfach nur ab. Das Einzige, was er vornimmt, ist der Austausch von Wörtern. Schreibe ich von „Visionen“, die der Bildhauer hatte, schreibt er einfach von „inneren Gesichten“ usw. und so fort. Der konnte doch gar nicht mehr als abschreiben, weil er diese ganze Sache überhaupt nicht verstanden hat.
Feuilletonchef (entrüstet): Aber jetzt reicht es mir! – Jetzt

machen Sie mal einen Punkt.
Kandidat: Das war nur die Pointe von der Geschichte vom Fuchs.
Feuilletonchef: Also, dieser große Mann, der sein ganzes Leben diesem großen Bildhauer gewidmet hat, dem treten sie ans Schienbein. Das ist die wahre Sachlage.
Kandidat: Ach so, ich bin der Miesmacher, weil er meine Ergebnisse, unter dem Schutz des großen Forschers, klaut.
Feuilletonchef: Sie, Sie sind doch zu ihm gegangen! Sie wollten doch etwas von ihm?
Kandidat: Ich dachte an die wertfreie Forschung, an den Fortschritt der Wissenschaft.
Feuilletonchef (neugierig): Und, wie ging es weiter?
Kandidat: Er hat mein Material behalten.
Feuilletonchef: Und sie haben sich das gefallen lassen?
Kandidat: Ich habe ihn mehrmals angemahnt ….
Feuilletonchef: Und?
Kandidat: Nichts! Erst als ich mit gerichtlichen Schritten drohte, hat er meine Ergebnisse herausgegeben. Schon das ist doch der Beweis, dass seine Erkenntnisse auf meinem Mist gewachsen sind.
Feuilletonchef: Jetzt fangen Sie schon wieder an. Er hat seine Ergebnisse nur mit den ihrigen abgeglichen. Das beweist gar nichts. Er wollte sicher sein.
Kandidat: Auf alle Fälle. Er hatte im Gegenzug meine Habilitation abgelehnt. Und, weil der große Mann so groß ist, traute sich dann niemand mehr.
Feuilletonchef: Sie waren defloriert, sozusagen.
Kandidat: Und jetzt lande ich bei Ihnen … ?

Feuilletonchef: Das ist noch offen. Auch ich habe einen Ruf zu verteidigen. Aber danke für Ihre Ausführungen.
Kandidat: Aber Sie haben doch nichts mit der Wissenschaft zu tun?
Feuilletonchef: Dachten Sie? Klar, ich habe mein Studium abgebrochen, fing bei einer kleinen Zeitung an. In der Provinz. Habe mich dann hochgearbeitet.
Kandidat (demoralisiert): Von Pointe zu Pointe.
Feuilletonchef: Lächeln Sie nur, junger Freund. Jetzt bin ich Professor. Sozusagen ohne alles. So geht das. Man muss sich nur etwas auskennen. Nicht denken. Wissenschaft und Forschung. Das sind Pfründe.
Kandidat: Ich weiß, ich weiß.
Feuilletonchef: Letztendlich geht es darum, ob Sie zehn oder zehntausend Euro in der Tasche haben. Im ersten Fall sind sie ein armer Hund, im zweiten Fall leisten sie sich eine Frau mit niedlichen Kindern und großer Altbauwohnung. – Die lassen sich das doch nicht einfach wegnehmen. Aus wissenschaftlichen Gründen.
Kandidat: Es geht doch um Leistung?
Feuilletonchef: So, meinen Sie. Jetzt sage ich Ihnen mal etwas: Warum haben die mir eine Professur angeboten? – Ich habe doch keine Ahnung von diesen Dingen. Auch ich bin aufs Plagiieren angewiesen. Diese ganze Arbeit wäre auch reine Zeitverschwendung. – Dazu könnte ich nicht einmal Sie gebrauchen.
Kandidat (kleinlaut): Warum nicht? Ich könnte ihnen doch zuarbeiten ...
Feuilletonchef (bricht in schallendes Gelächter aus): Ich, ich

brauche niemand. Die brauchen mich. Mich brauchen sie. Die meinen, sie könnten mich benützen. Die Zeitung als ihre Plattform. – Soweit kommt's noch.
Kandidat: Da wäre die Luft schnell raus.
Feuilletonchef: Eben. Das habe ich alles teuer bezahlt. Da könnte ja jeder kommen.

(Pause)

Kandidat: Was ist nun mit einer kleinen Rezension. So für den Anfang?
Feuilletonchef: Für den Anfang? – Es gibt keinen Anfang!
Kandidat: Wieso? Ich habe ihnen doch die ganze Sachlage geschildert.
Feuilletonchef: Genau das war ihr Fehler. Aber danke dafür. Da hätte ich mich ja lächerlich gemacht. Mit Ihnen.
Kandidat: Mit mir als Miesmacher?
Feuilletonchef: Solche Leute wie Sie können wir nicht brauchen. – Nirgends. – Sie haben keine Chance auf diesem Gebiet. Machen sie doch einfach was ganz anderes.
Kandidat: War das als Pointe gedacht?
Feuilletonchef: Wenn Sie wollen. Es hat mich sehr gefreut. – Viel Glück für die Zukunft.

(Kandidat ab.)

Feuilletonchef (allein): Soweit kommt's noch. Diese Figuren mit ihren Erkenntnissen ruinieren nur alles.
(drückt die Taste): Frau Kahner, – verbinden sie mich mit

Herrn Professor Schmolz. Der sitzt und wartet schon wie ein Hund auf die Wurst. – (Pause) Ach, lieber Herr Kollege. Man hört ja soviel Neues von Ihnen. Wie wär's denn wieder einmal. –Sie sind doch immer so locker und flockig. Ich dachte, wir sollten mal wieder die richtige Wissenschaft zum Zuge kommen lassen, haha. (legt auf).

Ne me quitte pas

Martin, Ulrich

Ulrich: Was fällt dir auf, wenn du in Paris ankommst?
Martin: Der Geruch und die Plakatwände mit dem Aufruf, abzunehmen. Die Französin soll immer nur an ihr Gewicht denken. Tausend Diätvorschläge. Also die Diktatur der Diät.
Ulrich: Das betrifft nur die Werbung …
Martin: Täusche dich nicht, Plakatwände sind Zeichen, die die Stadt abbilden.
Ulrich: Diese einzige Weltstadt auf dem Kontinent. Alles bewegt sich.
Martin: Gerade nicht. Es geht gerade langsam zu. Mit einer Langsamkeit bezahlen sie an der Kasse, langsam packen sie ihre Lebensmittel im Supermarkt ein. Aber sonst haben sie keine Geduld. Sie warten nicht an der Ampel bis es grün ist. Umgekehrt mit Vollgas rasen die Autofahrer auf die rote Ampel zu.
Martin: Das ist der Widerstand gegen Reglementierung.

Ulrich: Wohl kaum. Die Freiheit scheint da zu sein, zu bürokratisieren. Oftmals sinnlos, aber gerade, weil es offensichtlich sinnlos ist, wird bürokratisiert.
Martin: Zum Beispiel?
Ulrich: Na, die Fahrkarten zu kompostieren. Früher kaufte man eine Fahrkarte und setzte sich in den Zug. Jetzt muss sie vorher entwertet werden. Und bevor man den Bahnsteig betreten darf, stehen wieder welche rum, wie vor hundert Jahren, um zu kontrollieren, ob die Fahrkarte tatsächlich entwertet wurde.
Martin: Ist das die Regel? Ich dachte immer, es hält sich niemand daran, aus Freiheitsliebe.
Ulrich: Die Zeiten sind vorbei. Das ist nur noch der Mythos von der Freiheit. Versuch nur einmal in der Nationalbibliothek zu arbeiten. Es ist ein wahrer bürokratischer Spießrutenlauf, bis man endlich in den Lesesaal darf.
Martin: Wahrscheinlich, um Missbrauch zu verhindern.
Ulrich: Um in den Lesesaal zu gelangen? Die müssten froh sein, dass überhaupt jemand kommt.
Martin: Sie wollen ihre Ruhe.
Ulrich: Klar, das sind alles Intellektuelle, die einen Roman schreiben. Nein, das ist der Witz der Bürokratisierung. Das sind Versorgungsstellen. Die Bürokratie schützt ihre Beamten vor der Arbeit. Die Anderen können dann von A nach B rennen.
Martin: Und zurück.
Ulrich: Das System ist ganz einfach. Nehmen wir einmal ein Museum. Die oberen Etagen …
Martin: Bildlich oder wirklich?

Ulrich: Beides. Die oberen Etagen besetzen die Auserwählten, die über Beziehungen oder über Parteizugehörigkeit verfügen. Für diese sind die besten Plätze reserviert. Das sind die Seinstypen.
Martin: Die Seinstypen sind wahrscheinlich auch nicht sichtbar.
Ulrich: So ungefähr. Sie anzusprechen gleicht einer Majestätsbeleidigung.
Martin: Und der Rest?
Ulrich: Der Rest? Du meinst die Mehrheit. Das sind die Proletarier. Universitätsabgänger. Mies bezahlt. Die kommen nicht von der École normale supérieure.
Martin: Desinteressiert, aber von der ENS oder der ENA. Die Auserwählten sind auch nicht dazu da, zu arbeiten. – Aber ist das nicht etwas übertrieben?
Ulrich: Ganz und gar nicht. Als Universitätsabgänger gibt es überhaupt keine Chance, wissenschaftlich zu reüssieren. Das ist alles abgeriegelt. Schon durch die Verschulung der Universität.
Martin: Das ist doch überall so. Hier ist wenigstens alles klar.
Ulrich: Vorsortiert. Also die einen machen den Handlanger, biwakieren im Keller und freuen sich …
Martin: … Wenn du kommst und mit ihnen über Kunst diskutierst.
Ulrich: Sehr realistisch.
Martin: Jetzt verstehe ich die intellektuelle Landschaft. Man steht vor der Wahl, freischwebender Intellektueller zu sein. Mit verqueren Thesen Furore zu machen …
Ulrich: Oder schrulliger Archivar zu werden. Das siehst du

schon daran, dass für diese Großbürger für abseitigste Fachgebiete Stellen vorhanden sind.
Martin: Aus Gründen der Versorgung?
Ulrich: Und der Reputation.
Martin: Das heißt doch, wenn der Intellektuelle so hoch angesehen ist. Dass dies nicht eine Wertschätzung des Geistes ist, sondern man unterwirft sich dem Großbürger im Intellektuellen.
Ulrich: Der Oberschicht.

Martin: Erst jetzt verstehe ich den Existenzialismus. Freischwebend und ohne akademischen Anschluss.
Ulrich: Eine Außenseiterphilosophie.
Martin: Aber das würde doch bedeuten, dass diese großartigen Universitätsphilosophen … diese
Ulrich: Diesen Schluss überlasse ich dir.
Martin: Die vielen Bücher und Richtungen. Die puschen sich nur gegenseitig hoch. Nichts als heiße Luft? – Der Geist steht also bei den Außenseitern?
Ulrich: Auch das ist nicht so einfach. Die Freischwebenden müssen sich in den Vordergrund spielen. Müssen provozieren. Sie stellen immer die Seinsfrage: Was ist angesagt?
Martin: Heute der, morgen ein anderer
Ulrich: Bei dieser Dynamik ist Tiefe nicht gefragt.
Martin: Sie wollen nur interessant sein? – Das soll alles sein? – Und die französische Küche?
Ulrich: Die französische Küche? Die gab es einmal.
Martin: Gab?
Ulrich: Dass es sie einmal gab …

Martin: Und jetzt nicht mehr?
Ulrich: … Sieht man am Verschwinden des Traiteurs. Die Traiteurs sind eine aussterbende Gattung. Nur ganz vereinzelt sind sie noch zu entdecken.
Martin: Wahrscheinlich aus Respekt vor der Tradition.
Ulrich: Genau wie die Brasserien. Nur noch Asia-Food zum Mitnehmen. Die Läden mit Frischware verschwinden.
Martin: Keine Hummer, keine Enten, keine Crevetten, Wachteln, Tauben?
Ulrich: Alles nur noch tiefgefroren und Fertiggerichte. Wobei ja schon der Traiteur Fertiggerichte anbot: den fertigen Kartoffelbrei, das fertige Sauerkraut, die Salate.
Martin: Früher?
Ulrich: Mir schwant, die große französische Küche war eher eine Ausnahme, also nur …
Martin: Wieder für die Oberschicht?
Ulrich: Zumindest gab's den Anspruch.
Martin: Und der berühmte Wochenmarkt?
Ulrich: Auch an ihm ist der Niedergang ablesbar. Dort kaufen nur noch Ältere und die Bonnes mit den vielen Kindern. Ich sehe keine jungen Familien, die frisches Gemüse oder Obst kaufen.
Martin: Also mehr eine Frage der Tradition. – Ja, aber, die Mode, die schöne Französin, wenn sie mal nicht Diät halten muss?
Ulrich: Die schöne Französin? – Schön ist sie, aber nicht emanzipiert. – Mir wird nun klar, warum Simone de Beauvoir das „Zweitrangige Geschlecht" schrieb, um den Buchtitel exakt zu übersetzen.

Martin: Sie hatte reiches Anschauungsmaterial? –
Ulrich: Ja. Noch immer hängt sie sich an den Mann. Ist sehr anhänglich. Sucht an seiner Mimik und Gestik abzulesen, welche Wünsche ihn umtreiben könnten. Noch bevor er seinen Befehl erteilt.
Martin: Da ist der Mann nämlich noch ein Mann und nicht von Selbstzweifeln geplagt. Und im Übrigen: dann ist sie jetzt wieder absolut modern, um Rimbaud zu zitieren.
Ulrich: Aber muss das noch sein?
Martin: Das ist der Tribut an die Mode.
Ulrich: Die Mode? – Ja, sie kauft sich ein paar Schuhe im Frühjahr. Trägt sie dann bis sie auseinanderfallen. Dann kauft sie sich ein neues Paar. Dazu immer nur schwarze Bekleidung. Schwarz, immer nur schwarz.
Martin: Pflegeleicht und immer gut angezogen.
Ulrich: Jedoch permanent Haarprobleme.
Martin: Das hängt wohl mit dem Weltstadtdreck zusammen. Und, was ist der beste Tag?
Ulrich: Der beste Tag? Ich empfehle den Sonntag. Der Tag der Familie.
Martin: Also der Mütter und Großmütter.
Ulrich: Sonntags ist Paris ganz trostlos. Überall Großfamilien. Man geht Essen. Alle schlecht gelaunt und jeder ist froh, wenn es Abend wird.

Martin: Und der Franzose, so als solcher?
Ulrich: Das ist wohl das Erstaunlichste. Die strikte Trennung von öffentlich und privat. Die Wohnung oder das Eigenheim ist eine uneinnehmbare Festung. Keine Klingeln mit Na-

mensschildern, nur Zahlenkode. Da kannst du nicht einfach vorbeikommen.
Martin: Dann musst du ihnen auflauern.
Ulrich: So ungefähr. – Du wirst nie privat eingeladen. Man trifft sich immer in der Öffentlichkeit.
Martin: Dazu sind die vielen Cafés und Bistros da.
Ulrich: Bistros? – Auch das Bistro stirbt aus. – Ja. Du darfst ihnen nicht zu nahe kommen. Da fühlen sie sich unwohl. Sie brauchen die Distanz. Der Franzose fällt in Ohnmacht, wenn du direkt auf ihn zugehst. Er verschwindet sofort.
Martin: Sterben deshalb die Bistros aus? – Spaß beiseite: – Aus Unsicherheit oder aus Höflichkeit?
Ulrich: Kaum. Sein Verhältnis zu Anderen ist taxierend. Es geht um Nützlichkeit. Wenn er denkt, er kann dich brauchen, ist er überfreundlich. Da hast du sogar das Glück, eingeladen zu werden.
Martin: Ich lade auch niemanden ein.
Ulrich: So ist es auch nicht gemeint. – Aber er weicht sofort zurück, wenn er meint, man will ihn benützen. Dieser Gefahr will er entgegen.
Martin: Nützlichkeit als Basis gegenseitigen Vertrauens?
Ulrich: Probier es aus und du wirst Erfolg haben.
Martin: Das war die leidvolle Erfahrung der deutschen Emigranten.
Ulrich: Emigranten sind nirgends willkommen.
Martin: Ja aber, vorher waren sie gern gesehen, wurden eingeladen und hofiert.
Ulrich: Sie gehörten zur selben Gesellschaftsschicht.
Martin: Nein, jetzt ist es klar: aus Nützlichkeit. Sie waren ihre

Propagandisten in Deutschland, trugen zu ihrem Ruhm bei. Und wurden deshalb empfangen. Aber als Emigranten?
Ulrich: Sie gingen mit vielen Adressen in der Tasche nach Paris. Als sie ankamen, waren die französischen Freunde nicht mehr zu sprechen. Ein Schulterklopfen, eine Tasse Kaffee …
Martin: Im Café. – Aber Paris ist doch die Stadt der Emigranten.
Ulrich: Jedoch kein Emigrant spricht darüber. Die Emigranten bleiben unter sich, ob Polen, Deutsche, Amerikaner, Rumänen, Russen …
Martin: Ach deshalb sind die meisten deutschen Schriftsteller, die in Paris wohnen, immer in Deutschland zu sehen. Verstehe.
Ulrich: Genau. Sie schwärmen von Paris. Aber dort sind sie ganz allein und setzen sich gleich wieder in den Zug. Außer …
Martin: Außer?
Ulrich: Außer sie beachten den Nützlichkeitsaspekt. Oder sie organisieren sich untereinander.
Martin: Das ist doch überall so. Geschlossene Gesellschaften gibt's überall.
Ulrich: Dem widerspreche ich auch nicht. Ich sage nur, dass dies auch in Paris so ist. Geschlossen nach außen und nach unten. Geschützt durch Bürokratisierung und Nützlichkeitsverhalten. Gesichert durch die Fassade der Freundlichkeit.
Martin: Aber das ist doch überall so.
Ulrich: Warum hast du mich dann gefragt?

Im Priesterseminar

Edgar Müller, Direktor des theologischen Stifts, Studienanfänger Harald, Ilona, Studentin, Freundin des Studienanfängers

1. Szene
Im Büro des Direktors

Müller: Nun, Sie wollen Theologie studieren? Sie fühlen sich zum Priester berufen?
Harald: Zunächst einmal Theologie. – Zum Priester berufen. Das ist zuviel gesagt. Das ist eine große Sache. Berufung – ich weiß nicht, ob mich Gott erwählt hat.
Müller: Schon die Tatsache, dass Sie mir gegenüberstehen, beweist doch …
Harald: Ich kann nur sagen, ich war Oberministrant, Pfarrjugendleiter. Ich habe mit fünfzehn schon gepredigt, Messen gestaltet.
Müller: Da waren Sie wohl der Jüngste, der jemals auf einer Kanzel stand. Wohl die Folgen des Konzils. (für sich) Das muss geändert werden.
Harald: Christus war wohl jünger.
Müller: Ja, was haben Sie denn so gepredigt in Ihrem jugendlichen Leichtsinn?
Harald: Ich war natürlich von revolutionären Gedanken inspiriert: vom wahren Christentum!
Müller: Vom wahren Christentum! Donnerwetter. Sie wollten doch nicht behaupten …
Harald: Ja, doch – ich wollte zurück zum Katakomben-Christentum.

Müller: O wie schön. Was meinten Sie damit?
Harald: Zurück zum wahren Glaubensgemeinschaft – gegen Heuchelei und Doppelmoral.
Müller: Doppelmoral?
Harald: Dass man sonntags in die Kirche geht, nicht einmal die Predigt anhört, die Hostie in Empfang nimmt und dann wieder verschwindet. Alles völlig folgenlos.
Müller: Verlangen Sie nicht zuviel? Der Mensch ist schwach. Vergessen Sie nicht die Schwäche des Menschen.
Harald: Es geht um Wahrhaftigkeit. Das schließt die Schwäche gerade ein.
Müller: Wahrhaftigkeit? Was ist das?
Harald: Entweder ich glaube an Gott, dann werde ich meiner Endlichkeit inne …
Müller: Oder?
Harald: Oder ich bin ein Heuchler.
Müller: Aber, wer kann schon sagen: „Ich glaube."
Harald: Ich, sonst wäre ich nicht hier. Und das Credo ist immer noch ein Bestandteil der Messe.

(kurzes Schweigen)

Müller: So, so ... Sie haben sich geprüft und wollen Priester werden
Harald: Ja, wie ich schon sagte …
Müller: Das wird ein weiter Weg.
Harald: Warum? Ich bin doch hier.
Müller: Nun gut. Sie ziehen hier also zu Semesterbeginn ein. – Ich werde ihnen nun alles zeigen. Ihr Zimmer, der Speisesaal, die Bibliothek und erläutere ihnen den Tagesablauf.

2. Szene
Vor dem Priesterseminar

Ilona: Wie war's? Das hat aber lange gedauert. Weißt du, wie spät es ist? Ich hab Hunger. Du hast bestimmt etwas gekriegt. – Das ist dir aber schlecht bekommen. War's vergiftet?
Harald: Ich bin wie vor den Kopf geschlagen.
Ilona: Wieso? Jetzt bist du doch am Ziel.
Harald: Von wegen. Ich glaube, es ist vorbei.
Ilona: Jetzt schon? Das ging aber schnell. Jahrelang hast du doch gepredigt. Du kannst doch jetzt schon die Messe lesen, Kinder taufen. Besser als mancher Pfarrer. Du kennst doch alles. Du warst Mesner. Bist in aller Herrgottsfrühe aufgestanden. Bei Nacht und Nebel. Hast alles vorbereitet. – Alle haben dich heimlich ausgelacht.
Harald: Wohl mit Recht. Jetzt weiß ich's. Ich begreife nichts mehr.
Ilona: Was ist denn los. Sag schon.
Harald: Mir wurde alles gezeigt. Mein Zimmer, Speisesaal, Bibliothek und alles.
Ilona: Das ist doch prima. – Ich habe noch kein Zimmer. Ich weiß nicht einmal, wo ich mich immatrikulieren muss.
Harald: Das machen die für mich.
Ilona: Das hätte ich auch gern.
Harald: Ich nicht. Das hätte ich nicht gedacht.
Ilona: Und wie ist das nun mit dem Zölibat? Musst du schon?
Harald: Eine Kleinigkeit. Nein, davon war nicht die Rede.
Ilona: Das ist aber wichtig. Du musst doch wissen …

Harald: Wenn du wüsstest, was ich weiß. Dann denkst du nicht mehr ans Zölibat.
Ilona: Mein Gott. Erzähl schon.
Harald: Das ist nicht so einfach.
Ilona: Dir wird doch alles abgenommen.
Harald: Gerade das ist es.
Ilona: Ich verstehe nichts. Du siehst nur schlecht aus.
Harald: Also ich wollte, ich dachte mir, dass ich zunächst einmal Theologie studiere, so für mich, mich einlebe.
Ilona: Damit ist wohl nichts?
Harald: Nein. Gleich rein ins Stift. Jede Frage wurde sofort abgewürgt. – „Wieso wollen Sie in der Mensa essen? – Warum wollen Sie in die Universitätsbibliothek? – Sie haben doch hier alles. – Warum wollen Sie abends raus? – Hier sind Ihre Freunde! – Sie wollen Aristoteles lesen? – Hier haben Sie alle Bände. Bitte, lesen Sie, Tag und Nacht. – Wie es Ihnen beliebt!"
Ilona: Das ist doch gut, wenn man so umsorgt wird.
Harald: Als ich vor dieser schwarzen Aristoteleswand stand, wurde mir plötzlich klar: Hier wirst du lebendig in einen Sarg gesteckt. Alles dunkel, alles reglementiert und alles kontrolliert.
Ilona: Wohl wie in einem Gefängnis, wie?
Harald: Da denkst du nicht mehr ans Zölibat. Da bist du schon vorher fertig.
Ilona: Ach, das sind nur die Umstellungsprobleme. Später kommst du bestimmt raus.
Harald: Dann will ich wahrscheinlich nicht mehr. – Weil alles abgebrochen ist.
Ilona: Du hast es doch gewollt. Was hast du erwartet?

Harald: Das ist das Schlimmste. Und das ist das, was mich zutiefst betrifft.
Ilona (leicht ironisch): Das Essen?
Harald: Ach, das Misstrauen! Ich entscheide mich freiwillig – Und, was machen sie?
Ilona: Was?
Harald: Sie misstrauen mir. Sie nehmen mir meine Freiheit. Sie glauben mir nicht.
Ilona: Sie fordern Gehorsam
Harald: Sie machen mich lebensunfähig. Sie rauben mir den Glauben.
Ilona: Warum denn?
Harald: Weil Sie mir nicht glauben, dass ich aus freiem Willen diesen Schritt wähle. – Das ist das Schlimmste. Das Misstrauen!
Ilona: Und da setzen sie an.
Harald: Genau. Ich muss bei jedem Schritt und Tritt beweisen, dass ihr Misstrauen nicht berechtigt ist.

Ilona: Ich dachte immer, es geht um Beherrschung des Willens, Triebunterdrückung, Kampf dem Geschlechtstrieb.
Harald: Das erledigt sich von alleine. Es geht …
Ilona: Um Macht und Machtausübung.
Harald: Sie glauben mir nicht. Das fängt schon damit an, dass sie glauben, ich ziehe aus Bequemlichkeit ins Stift. Dass ich nicht lache.
Ilona: Wenn du sagst, dass sie dir misstrauen, dann muss das doch irgendwie seinen Grund haben?
Harald: Das ist die Falle. Dem Misstrauen kann niemand entkommen. Man ist dauernd unter Druck.

Ilona: Jetzt verstehe ich. Das ist eine permanente Denunziation. Ohne dass man sich wehren kann.
Harald: Sehr wohl. Ich fühle mich berufen. Und sie sagen: „Wir wollen Ihnen glauben, aber beweisen Sie es uns!“
Ilona: Und du kannst es ihnen beweisen, wenn du die Konsequenz ziehst und ins Stift ziehst, sonst …
Harald: Sonst würden sie die Beweise nicht sehen (lacht.)
Ilona: Das ist klar.
Harald: Und das ist der Kern des ganzen Übels …
Ilona: Der Kirche? – Jetzt kommt wieder der Erlöser raus.
Harald: Von mir aus. Das ist genau das, was ich schon immer verachte: die Doppelmoral, die Heuchelei, die Verstellung.
Ilona: Was hat Misstrauen mit Doppelmoral zu tun?
Harald: Siehst du das nicht? Du hältst das Misstrauen nicht lange aus. Immer wirst du beäugt. Jedes Wort, jede Tat wird misstrauisch durchleuchtet.
Ilona: Vergiss die Beichte nicht.
Harald: Da bist du gezwungen, dich zu spalten. Du machst einfach das, was Sie von dir erwarten und dann das, was du willst.
Ilona: Das macht doch das Leben einfacher. Mehr wollen Sie wahrscheinlich auch nicht.
Harald: Du meinst, dass man so tut als ob?
Ilona: Du spielst einfach mit. Und alle sind glücklich. Und du auch.
Harald: Ich?
Ilona: Es ist einfacher zu spielen als zu sein.
Harald: Das ist mehr als nur Doppelmoral. Das ist Verrat.
Ilona: Sei doch nicht so verbohrt. Die Messe ist doch auch

nicht mehr als ein Theaterstück.
Harald: Also, du hast überhaupt nichts verstanden. Die Messe ein … Und die Transsubstantiation?
Ilona: Das glaubt doch niemand mehr. Dass diese Oblate der Leib Christi ist. Oblate bleibt Oblate, die am Gaumen klebt und klebt.
Harald: Wenn das niemand glaubt. Dann kann man auch mit der Doppelmoral aufhören.
Ilona: Die Doppelmoral bleibt, gerade in der Messe!
Harald: Bei der Verwandlung von Wein und Brot in den Leib und das Blut Christi?
Ilona: Gerade dort! Oder kennst du jemand, außer dir natürlich, der das glaubt?
Harald: Das erleichtert mir meine Entscheidung. Wenn die Doppelmoral …
Ilona (ironisch): Der Kern des Christentums ist, dann …
Harald: Dann ist alles verlogen.
Ilona: Ist das nicht etwas übertrieben?
Harald: Entweder – oder!
Ilona: Du wirst nie etwas dazulernen.
Harald: Das ist überflüssig.
Ilona: Aber können wir jetzt wirklich was essen. Ich habe jetzt wirklich Hunger. Das ist dir vielleicht überflüssigerweise entgangen. Man kann es auch übertreiben.

3. Szene
Im Büro des Direktors

Müller: Mit Ihnen habe ich nicht mehr gerechnet.

Harald: Ich habe nichts zu verbergen. Ich verstecke mich nicht.
Müller: Das spricht für Sie.
Harald: Ich sage ihnen persönlich, warum ich nicht ins Stift eintrete.
Müller: So? Ich rechnete schon mit Ihnen.
Harald: Ich habe nicht zugesagt. Ich brauchte Bedenkzeit.
Müller: Warum? Sie haben sich schon in Ihrer Gemeinde hervorgetan. Wie man hört.
Harald: Gerade deshalb.
Müller: Das verwundert mich.
Harald: Mein Einsatz in der Gemeinde steht nicht im Einklang mit dem, was hier von mir verlangt wird.
Müller: Was wird denn hier verlangt? Sie bekommen hier alles geboten. Sie können doch tun, was Sie wollen!
Harald: Aber nur hinter verschlossenen Türen. Lebendig begraben sozusagen.
Müller: Was erwarten Sie denn, – außer Hilfe, Erleichterung, Fürsorge?
Harald: Selbständigkeit. Ich entschließe mich frei und entscheide mich in Wahrheit für mein ganzes Leben für die Unfreiheit!
Müller: Das Priesteramt ist eine Berufung.
Harald: Aber eine Berufung aus Mündigkeit
Müller: Sie sind doch ganz schön munter.
Harald: Das ist eine Lebensentscheidung.
Müller: Sie haben schon vorgearbeitet.
Harald: Ich wollte ein wahres Christentum …
Müller: Was soll denn das heißen? Was meinen Sie damit? Im Ernst?
Harald: Mir geht es zunächst einmal darum, die Atheisten wie

Nietzsche ernst zu nehmen. Das, was sie hassen, zu beachten. Das Christentum sollte eine Befreiung sein.
Müller: Frei? Wovon?
Harald: Frei, dadurch, dass sich Gott geoffenbart hat.
Müller: Und?
Harald: Im Eingedenken des kleinen, kreatürlichen Lebens, das nur wenige Sekunden dauert. … Konzentration auf das Wesentliche …
Müller: Das können Sie doch alles tun. Das Unwesentliche wird Ihnen jetzt schon abgenommen.
Harald: Ich kann nur in Freiheit frei sein. Warum ist es nicht möglich, dass ich nicht ins Stift eintrete und trotzdem Priester werde?
Müller: Weil Sie dann nicht Priester werden!
Harald: Weil ich dann Geschmack an der Freiheit gefunden habe?
Müller: Nein, weil Sie dann die Orientierung verlieren. Sie versinken im Chaos.
Harald: Ich bin vorher auch nicht im Chaos versunken.
Müller: Da waren Sie auch noch in der Schule.
Harald: Und jetzt?
Müller: Jetzt brauchen Sie Führung – Was ist das überhaupt für eine Anmaßung? – Was bilden Sie sich überhaupt ein? – Sie glauben …
Harald: Ich glaube vor allem nicht, dass da draußen der Teufel herrscht. Und das Stift ein Gottesgarten ist. Das hieße ja, dass es draußen keine Christen gibt?
Müller: Aber das haben doch Sie behauptet – wenn ich mich noch recht erinnere. Sie mit Ihrer Predigt. Wie war das doch:

„Zurück zum Katakomben-Christentum."
Harald: Damit habe ich nicht behauptet, dass die Welt des Teufels ist …
Müller: Sondern?
Harald: Dass die Christen frei sind. Aufgrund der Offenbarung Gottes. Und dass das Evangelium eine Botschaft gegen Unterdrückung, dass es eine Freiheit zum Menschsein bedeutet.
Müller: Gott und Freiheit. Das wäre noch schöner, wenn jeder glaubt, was er will.
Harald: Ja, mir wird klar. Besser wäre: Gott und Misstrauen.
Müller: Die Menschen sind schwach. Sie brauchen Führung. Wir müssen zeigen, wo's lang geht. So einfach ist das.
Harald: Die Menschen werden geschwächt, Sie werden entmündigt.
Müller: Die Menschen haben keine Ahnung. Die haben doch von nichts eine Ahnung. Sie leben wie die Tiere. – Glauben Sie denn, dass Ihre Jugendlichen wegen Christus in die Kirche gehen? Die wollen doch nur einen Freund oder eine Freundin, sonst nichts.
Harald: Das weiß ich. Wir gaben ihnen Nachhilfeunterricht, wir betreuten sie, damit sie nicht abtriften. Ohne einen Pfennig, ohne staatliche Zuschüsse. Wir gingen zu den Ärmsten der Armen.
Müller: Na also.
Harald: Deshalb darf man Sie doch nicht verachten. Zum Misstrauen kommt jetzt noch die Verachtung. Damit werde ich nicht fertig.
Müller: Das müssen Sie aber. – Deshalb sind wir für Sie da.

Harald: Damit will ich nicht fertig werden. – Sie bestärken mich in meiner Entscheidung.
Müller: Schade. – Ich sage Ihnen aber, gerade solche Leute wie Sie brauchen wir. Auch wir wissen, dass die meisten, die hier sind, nicht hierher gehören. Aber Sie, Sie gehören zu uns.
Harald: Nein, nein. Ich kann nicht, ich will nicht. – Ich bereue nichts, aber das würde ich bereuen.
Müller: Schade, wirklich schade.

3. Szene
Im Freien, vor dem Priesterseminar

Ilona: Habt ihr über Jakob Böhme gesprochen? Du hast einen ganz roten Kopf.
Harald: Ich habe mich endgültig entschieden.
Ilona: Aus theologischen Gründen?
Harald: Nein. Es ist alles so vergeblich. Ein Wahnsystem. – Nichts wie weg.
Ilona: Endgültig?
Harald: Es ist zu Ende. Ein Lebensabschnitt.
Ilona: Meinst du, jetzt bist du frei?
Harald: Ich fühlte mich nicht unfrei.
Ilona: Vielleicht doch.
Harald: Wie meinst du das?
Ilona: Überleg doch mal. Denk mal nach. – Schön. Du hast dich immer engagiert. Aber vielleicht bist du auch immer nur ausgenützt worden.

Harald: Das verstehe ich nicht.

Ilona: Nun. – Dich konnte man immer vorzeigen. Immer willig, immer schön brav.
Harald: Ich und brav?
Ilona: Ja, deine Leidenschaft, deine Tiraden, deine Intelligenz, dein Organisationstalent …
Harald: Was ist daran brav und willig?
Ilona: Man hat auf dich gesetzt. Du hast niemand enttäuscht. Im Gegenteil. Du hast die Erwartungen übertroffen
Harald: Das war brav. In Ordnung.
Ilona: Gerade dein Rebellentum war besonders niedlich. Das Anarchische, das war Avantgarde. Schlichtweg beeindruckend.
Harald: Es ging mir doch nur um Wahrheit.
Ilona: Das war gerade so erregend. So ein schöner Jüngling, vorne am Altar.
Harald: Alles Quatsch.
Ilona: Hat dir das nicht gefallen?
Harald: Gefallen? – Das soll wohl ein Witz sein. Tag und Nacht organisiert. Die Schule war völlig nebensächlich.
Ilona: Warum hast du dann alles gemacht, wenn du nichts davon hattest?
Harald: Ich wollte ein …
Ilona: Irgendwie bist du verdammt komisch, völlig irrwitzig. Was hat dir das alles gebracht?
Harald: Gerade da war ich dagegen. Es muss nicht immer alles etwas bringen. „Was bringt's, was nützt's", gerade das hasse ich.
Ilona: Also du bist ein kompletter Idiot. Dir fällt alles in den Schoß und du lehnst alles ab. Der große Unberührbare.
Harald: Weil es um die Sache geht.
Ilona: Aber du hast dich selbst dabei vergessen. Du willst

Befreiung, aber immer nur anscheinend für Andere. Der geborene Erlöser.
Harald: Weil ich überall die Not sehe.
Ilona (lacht): Jetzt spinnst du total. Not. Woher weißt du das? Wenn, dann haben die nur einen Dummen gefunden. Wo waren deine Interessen?
Harald: Ich habe keine
Ilona: Das merkt man. Ist dir nie der Gedanke gekommen: Was machen die eigentlich für dich?
Harald: Gerade, da wollte ich nicht mitmachen.
Ilona: Und jetzt hast du den Salat. Du wolltest alle erlösen, aber niemand hat's gemerkt. Aber für jeden war es angenehm.
Harald: Mach mich nicht auch noch fertig. Das fehlt mir noch.
Ilona: Ich will dir nur helfen.
Harald: Ich will keine Hilfe.
Ilona: Das merke ich. Ich will dir mal was sagen: Eigentlich warst du nur blind. Du hast überhaupt nichts gemerkt.
Harald: Gemerkt? Was denn? Was ist denn so schlimm, wenn man anderen hilft?
Ilona: Und erlöst. – Du hast sogar deine Mutter erlöst!
Harald: Meine Mutter?
Ilona: Hast du nie darüber nachgedacht, dass du alles machen konntest, wenn es mit der Kirche zusammen hing, aber nichts, wenn es um deine eigenen Wünsche ging?
Harald: Lass meine Mutter aus dem Spiel.
Ilona: Nein, deine Mutter – ich sag's jetzt hart: deine Mutter hat sich gesagt, der Harald, der bleibt bei mir. Der wird Pfarrer und ich seine Haushälterin.
Harald: Das ist doch nicht wahr.

Ilona: Wehr dich nur – aber sie wollte sich die Ewigkeit durch dich sichern.
Harald: Nein, nein. Das ist unmöglich.
Ilona: Doch, doch. Dein Bruder durfte alles. Hat schon früh in der Gegend …
Harald: Sei still.
Ilona: Aber zu dir hat sie gesagt: „Das machst du aber nicht!" – Stimmt's?
Harald: Ja, das muss ich zugeben.
Ilona: Du hast genau das gemacht, was sie wollte …
Harald: Hör auf!
Ilona: Du durftest sogar über die Stränge schlagen. Hauptsache, du wirst Pfarrer. Fertig.

(Pause)

Harald: Vielleicht hast du recht.
Ilona: Recht? – Du hast dich für deine Mutter geopfert. Und sprichst immer von Freiheit.
Harald: Gerade deshalb?
Ilona: Du hast dich geopfert und alle freuten sich.
Harald: Nein, das kann nicht sein. Das stimmt doch alles nicht. War denn alles umsonst?
Ilona: Wahrscheinlich schon. – Weil dir niemand abnimmt, dass du so selbstlos bist.
Harald: Bin ich aber.
Ilona: Dann beweise es.
Harald: Wie kann ich?
Ilona: Du trägst die Beweiskraft.

Harald: Für das, was ich alles machte?
Ilona: Dir glaubt niemand deine Selbstlosigkeit.
Harald: Da habe ich also meine ganze Zeit sinnlos verschwendet.
Ilona: Bleibt denn nichts übrig?
Harald: Nichts. – Ich meine jetzt. – Das wurde gar nicht wahrgenommen.
Ilona: Das ist bei der Erlösung immer so.
Harald. Es sollte auch nicht wahrgenommen werden. Es sollte einfach so sein, dass man …
Ilona: Dass man hilft. Das ist jetzt hinlänglich bekannt. – Das glaubt dir niemand und das versteht auch niemand. Jeder denkt nur an sich.
Harald: Ich nicht.
Ilona: Das ist dein Problem.
Harald: Es sollte alles anders sein.
Ilona: Ich sag's dir doch. Das glaubt dir niemand.
Harald: Also auch hier nur Misstrauen.
Ilona: Natürlich Misstrauen. Weil sich jeder fragt: „Warum macht er das, er will doch was." – Nichts ist umsonst.
Harald: Bei mir schon. Wie ich erkennen muss.
Ilona: Für die Anderen war deine Hilfe nur Ausdruck deiner besonderen Schlauheit. Sie warteten auf die Rechnung, die du ihnen präsentieren wirst.
Harald: Das ist unglaublich.
Ilona: Das ist so. Das ist normal. – Du bist nicht normal.
Harald: Ich wollte auch nie …
Ilona: Normal sein, mein Gott. Aber mit welchem Recht? Du weißt alles besser. Deshalb bist du unverbesserlich.

Harald: Ich weiß nur …
Ilona: Was weißt du? – Ich sehe nicht, dass du anders bist. Dass du anders lebst als alle anderen. Dein ganzes Getue, reine Verschwendung. Dein ganzes Gerede – zeig doch, was du kannst.
Harald: Habe ich nichts getan?
Ilona: Bei mir nicht! – Zeig's doch. Ich muss mir nur deine Sprüche anhören. Fahr zur Hölle.
Harald: Da werde ich jetzt auch hingehen. Da kenne ich mich wenigstens aus.

4. Szene
Büro des Direktors

Müller: Sie haben es sich nicht leicht gemacht. Das spricht für Sie.
Harald: Ja, ich bin jetzt fest entschlossen. Es ist schwierig.
Müller: Dafür sind wir ja da. Sie können sich in aller Ruhe aussprechen. Wir haben viel Zeit. Wir nehmen uns viel Zeit für Sie. – Ich zeige Ihnen zuallererst ihr Zimmer.

Der Schriftsteller

G. W. L. Schmitt-Hoffheim, ein Schriftsteller
Max Trauschke, ein Leser

Max Trauschke: Sind Sie nicht G. W. L. Schmitt-Hoffheim? – Das ist ja ein unverhofftes Glück. Darf ich Ihnen sagen, dass ich ein begeisterter Leser Ihrer Werke bin!
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: So? – Das freut mich. Sie lesen mich? – Aber es ist alles sinnlos. Man schreibt doch nur für den Orkus.
Max Trauschke: Aber nein, das sehen Sie ja an mir.
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: An ihnen? – Die paar Leser. Und jeden Tag dieser Zwang zu schreiben.
Max Trauschke: Sie halten doch sicherlich viele Lesungen und Vorträge. So im essayistischen Rahmen?
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: Alles umsonst, alles ganz nett, aber sinnlos. Und wenn ich erst meinen Marktwert bedenke, dann wird mir schlecht.
Max Trauschke: Aber nein.
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: Doch, doch. Ich soll alles umsonst machen und die anderen Dummköpfe – denen werfen sie's in den Rachen. Nur weil sie im Fernsehen kommen, mit ihrem dummen Geschwätz.
Max Trauschke: Ja, die haben halt eben Beziehungen, weil sie jahrelang bei anderen … Diese Speichellecker. – Aber gerade deshalb muss es Sie geben! Gerade deshalb.
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: Wirklich? Alles ist so dumm und beschränkt.

Max Trauschke: Jetzt ist halt Exotisches angesagt: Jüdische Familie wandert nach Afrika aus. Die Rettung der Trakehner übers Eis mit Julmond als Stammvater in der neuen Welt. Überall Flucht, Vertreibung und spätes Glück.
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: Oder halt Liebe im Mittelalter, Kabbala, Alchemie, Spanien unterm Halbmond, Mönche und Zauberer …
Max Trauschke: Und alles schön zusammengemixt. Piff, paff, piff mit dem entsprechenden Schreibprogramm. Eine Sache von wenigen Wochen.
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: Und schreibe noch mit Bleistift. – Es ist alles umsonst. Niemand kennt einen. Man läuft wie ein Hund mit eingezogenem Schwanz durch die Stadt.
Max Trauschke: Das ist doch auch irgendwie unwichtig. Wenn eh alle blöd und beschränkt sind.
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: Trotzdem. Immerhin ist man ja nicht niemand. Es gibt doch noch die Geistesgröße, die anerkannt werden sollte. Auch wenn sie niemand versteht.
Max Trauschke: Ja, kann ich etwas für sie tun? Vielleicht einen Aufsatz über Sie schreiben oder einen Lesung für Sie organisieren.
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: Hm – für mich tun? – Sind Sie handwerklich geschickt? – Könnten Sie meinen Fernseher einstellen oder zur Reparatur bringen? Vielleicht könnten Sie mir auch zeigen, wo man gut essen gehen kann, wenn mich Bekannte besuchen?

Max Trauschke: Fernseher? – Ich habe leider keinen Fernseher.
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: Könnten Sie jemand beibringen, der das machen könnte? Vielleicht mit Auto? – Dann könnte er ihn gleich mitnehmen, wenn er hinüber ist.
Max Trauschke (entgeistert): Aber sehen Sie – so braucht halt jeder seinen Knecht, den er ausbeuten kann. Der ihm seinen Mist macht. Auch wenn alles umsonst ist und andere absahnen.
G. W. L. Schmitt-Hoffheim: So eine Unverschämtheit. Ich wollte Ihnen etwas Gutes zukommen lassen und Sie werden frech. Das gibt es doch nicht.

Der Künstler und der Kunsthistoriker

Reiner Koester, Kunstmaler
Siegfried Treichmann, Kunsthistoriker

Siegfried Treichmann: Kunst ist einfach das Transitorische, das Prozessuale. Kein Mensch weiß das. Das Prozessuale ist das Entscheidende, niemand sieht das.
Reiner Koester: Und diese Arbeit habe ich im Frühjahr gemacht. Ich weiß noch, draußen war es bitterkalt. Ich hatte Probleme und so. Sie wissen schon, Geliebte weg. Keine neue in Sicht. Zweite Wahl. Studentinnen. Aber die wollen nur, dass sie durch mich bekannt werden. Klauen einem Ideen und lassen Zeichnungen mitgehen. Da muss man immer aufpassen. Am besten gleich irgendwo hinfahren, wo's warm ist. Sehr gut ein Segelschiff. Dann hat man sie in der Hand. Ein paar Versprechungen, von wegen Vermittlung an einen Galeristen. Große Ausstellung und so. Das genügt. Danach ist es sowieso aus.
Siegfried Treichmann: Ja, ja, immer dasselbe. Man wird auch nicht jünger.
Reiner Koester: Sie haben's einfacher. Als Doktorvater. Winken bloß mit Stipendien und Stellen.
Siegfried Treichmann: So einfach ist es auch nicht. Viele weigern sich, sind bockig. Dumme Gänse. Ich zeig's ihnen bei den Prüfungen. Da habe ich dann meinen Spaß. Da zittern sie wie Häschen.
Reiner Koester: Sie nützen die Strukturen. Ganz schön clever. Die laufen von allein in den Käfig. – Ich muss immer locken.

Siegfried Treichmann: Trotz allem. Es geht doch um Kunst. Das sind alles Kleinigkeiten. Das läuft nebenher. Sonst ist alles so langweilig. Kunst ist die einzige metaphysische Tätigkeit.
Reiner Koester: Ich weiß schon. Rechtfertigung des Daseins und so. Das habe ich auch in meiner Jugend gelesen.
Siegfried Treichmann: Und wann haben Sie diese Arbeit gemacht?
Reiner Koester: Das war im Sommer. Es war heiß und drükkend. Der Galerist wollte unbedingt noch für die Kunstmesse ein Riesenformat, so als Plakat. Ich kam kräftig ins Schwitzen. Aber es ist doch noch etwas geworden. Wie finden Sie's?
Siegfried Treichmann: Was soll es eigentlich bedeuten?
Reiner Koester: Bedeuten? – Das müssen Sie doch wissen. Mir ist das egal.
Siegfried Treichmann: Ach so, das Prozessuale. Jetzt fällt es mir wieder ein.
Reiner Koester: Und mir fällt wieder ein. Diesen Aufsatz über mich, was Sie da verbrochen haben. So ein Quark. – Und überhaupt, wo bleiben die Abbildungen? Der Text ist doch nur Platzverschwendung.
Siegfried Treichmann: Sicher. Warum haben Sie's überhaupt gelesen?
Reiner Koester: Weil keine Abbildungen da waren. Sonst schaue ich mir nur die Abbildungen an. Die mach' ich dann gleich noch mal. Und verkauf' sie diesmal zum doppelten Preis.
Siegfried Treichmann: Aber Sie gehören doch nicht zu denen, die nur ein Bild malen!
Reiner Koester: Nein, das nicht. – Haben Sie das nicht kapiert!? – Ich mach's wie alle.
Siegfried Treichmann: Ja, aber das Prozessuale im Werk und danach?
Reiner Koester: Schon gut, schon gut. Aber Ihr Text war nichts. Und dieser Vergleich mit den andern. Alles falsch. – Warum haben Sie mich nicht vorher gefragt? Und wen zitieren Sie da überhaupt? Den kenne ich überhaupt nicht. So ein Schwachkopf.
Siegfried Treichmann: Der Aufsatz war doch nicht für Sie geschrieben – halt für den Schwachkopf. Der sitzt halt in den Ausschüssen, – an den Fleischtöpfen. Und ich will doch eine Exkursion nach Amerika machen.
Reiner Koester: Natürlich: „Frischfleisch für Dr. Jackson". – Auf meine Kosten. Siegfried Treichmann: Egal, ich habe was über Sie geschrieben. Wie versprochen. Wie wäre es nun mit einer kleinen Gegengabe, einer klitzekleinen Zeichnung.
Reiner Koester: Als prozessuale Spuren?
Siegfried Treichmann: Sonst werde ich doch als Bücherfresser abgestempelt, der keine Ahnung von Kunst hat. Ohne Fähigkeit zur Wahrnehmung.
Reiner Koester: Die haben Sie auch nicht. Ohne Abbildungen gibt's nichts. Fertig.
Siegfried Treichmann: Dann schreib ich halt noch einmal denselben Aufsatz, – mit kleinen Abänderungen. Ich mach's wie Sie. Und, wenn es sein muss mit Abbildungen. – Aber dann will ich auch etwas mit Farbe.
Reiner Koester: Meinetwegen. – Also weiter, diese Arbeit machte ich im Winter. Draußen war es zu milde. Es regnete andauernd. Man konnte nicht raus und so.

Siegfried Treichmann: Ah, wieder das Prozessuale!
Reiner Koester: – Des Regens? – Jetzt sehe ich das auch. Genau, diese Spritzer. Muss ich mir merken.

Der Avantgarde-Schriftsteller und einer seiner Bewunderer

Schriftsteller
Bewunderer

Schriftsteller: Das geht doch alles nicht mehr, so ein Bildungsroman oder Entwicklungsroman. Es entwickelt sich nichts mehr. Keine Figur entwickelt sich von A nach B unter den Einflüssen, Umständen und Motiven von C nach D.
Bewunderer: Es gibt nur noch Brüche. Man kennt sich fast selbst nicht mehr.
Schriftsteller: Die Figuren sind nur noch Spielbälle, Schneeflocken im Weltgestöber. Es ist alles so kernlos. Ohne Saft und Substanz.
Bewunderer: Das Substanzhafte fehlt. Alles nur Akzidenzien ohne Substanz. Ganz richtig.
Schriftsteller (doziert): Auch das Sein spielt keine Rolle. Niemand will mehr sein Eigenstes im Seinkönnen finden. Keine Seinserschlossenheit, nirgends eine Seinslichtung. Deshalb auch keine Entschiedenheit. – Ein Entwicklungsroman muss sich aus Entscheidungen nähren, aus falschen und richtigen.

Daraus ergeben sich die Irrwege. – Und der einzige, wahre Weg, natürlich.
Bewunderer: Ja, weil es dunkel ist, gibt’s keine Feldwege mehr.
Schriftsteller: Hei, Sie wollen mich wohl ärgern!
Bewunderer: Das war ein Witz.
Schriftsteller: Dafür habe ich zurzeit keinen Sinn.
Bewunderer: Klar, das sehe ich ein. Aber wenn mit den Figuren nichts los ist, wie wär’s mit dem Weltgestöber.
Schriftsteller: Wer soll das leisten?
Bewunderer: Sie – wer sonst! Bei Ihrer Erfahrung. Sie sind doch nicht so ein Schnellschreiber.
Schriftsteller: Das ist alles nicht so einfach.
Bewunderer: Das Einfache, das so schwierig zu machen ist, ich weiß.
Schriftsteller: Richtig, ich muss mich zwingen. Ich würde am liebsten nichts mehr schreiben. Aber der Zwang, die innere Unruhe, die einen treibt.
Bewunderer: Vielleicht machen Sie es einmal umgekehrt.
Schriftsteller: Aus dem Einfachen das Schwierige? – Sie haben keine Ahnung. – Was wollen Sie eigentlich von mir?
Bewunderer: Bisher weiß ich es auch nicht. Trotzdem, wie wäre es mit dem Weltgestöber? – Objektwelt ohne Subjekt?
Schriftsteller: Sie meinen: vom Mann ohne Eigenschaften zur Welt ohne Mann. – Wäre eine Idee.
Bewunderer: Denken Sie doch nur an Beckett. Die Figuren: – namenlos, – auf Selbsterhaltung reduziert, – reine Strukturbewegung, – Permutation, – Iteration, – Vertauschung.
Schriftsteller: Das ist doch auch schon abgegrast. Und wenn man dahinter schaut, auch nur mechanisches Spiel mit Pup-

pen. Hat zuviel Wittgenstein gelesen. Alles auf Sprachspiel aufgebaut. Alles ein Spiel nach festen Regeln, ewige Wiederholungen.
Bewunderer: Da ist „Mensch-ärgere-dich-nicht“ spannender. Da darf man wenigstens würfeln.
Schriftsteller: Das ist nicht einmal absurdes Theater. Denn zum Absurden gehört auch, das Absurde selbst zu zeigen. Das Absurde hat keine Logik und keine Regeln.
Bewunderer: Dann ist es nicht mehr absurd, verstehe. Schriftsteller
Schriftsteller: Und das Weltgestöber hat keine Logik und keine Gesetze.
Bewunderer: Sonst wäre es kein Gestöber, klar.
Schriftsteller: Das ist mir alles zu schwierig, zu theoretisch, ohne Leben.
Bewunderer: Auch zu dilettantisch. Der immer gleiche Trick.
Schriftsteller: Die Zeit der Tricks ist vorbei.
Bewunderer: Das Gestöber ist ohne Tricks.
Schriftsteller: Das ist es ja. Es ist alles so opak und gleichzeitig kann man es nicht greifen. Man erhascht höchstens eine Schneeflocke, und die schmilzt.
Bewunderer: Nada, Nichts. Jetzt sind wir wieder am Anfang.
Schriftsteller: Wir drehen uns im Kreis und drehen uns um Nichts.
Bewunderer: Das ist es ja. Nichts und Alles. Sein und Seinsentzug. – Aber im Entzug liegt auch der Bezug.
Schriftsteller: Ich kenne nur den Bettbezug und das Bettzeug. – So ein Geschwafel. Mehr haben Sie nicht zu bieten. Diesen ganzen Dreck von Wesen und Sein, von Ding und Ring, von

Rose und Spiel. Dafür will ich zu dumm sein.
Bewunderer: Da haben Sie Recht. Dieser Dings sagte mal, man darf für die Literatur nicht zu intelligent sein. Das schadet nur.
Schriftsteller: Ich habe nicht gesagt, dass ich dumm bin. Ich weiß nur, dass die anderen auch nur mit Wasser kochen und dann Preise einheimsen.
Bewunderer: Geht es nur ums Geld?
Schriftsteller: Natürlich nicht. Aber wie Thomas Mann zu leben ist auch nicht schlecht.
Bewunderer: Ihr Ideal ist wohl, eine Mischung von Thomas Mann und Picasso zu sein?
Schriftsteller: Mir reicht schon, ein Picasso der Literatur zu sein. Immer produktiv.
Bewunderer: Der hat auch nur gemalt. Vor allem später mehr abgemalt.
Schriftsteller: Ich würde auch gern den Goethe abschreiben.
Bewunderer: Machen Sie's doch. Eine Künstlerin hat schon den ganzen Homer abgeschrieben, auf Einzelblätter. Oder schreiben Sie nur Zahlen. Maler machen das. Wenn es ein Schriftsteller macht, hat es eine ganze andere Bedeutung. Selbstreferenzielle Selbstgenerierung oder so ähnlich.
Schriftsteller: Da glotz ich lieber fern den ganzen Tag.
Bewunderer: Auch das gibt's schon als Kunstform.
Schriftsteller: Ich sag's doch, alles so sinnlos.
Bewunderer: Dann machen Sie doch das Sinnlose.
Schriftsteller: Aber, was? Die ganze Welt ist fragmentiert. Nur Mosaiksteinchen, die nicht zusammenpassen. – Wer weiß schon, wie das alles abläuft.
Bewunderer: Man könnte recherchieren.

Schriftsteller: Sie sind aber naiv. Ich bin doch kein Journalist. – Wo bleibt die Kreativität? – Soll ich jeden fragen: „Und was machst du so?"
Bewunderer: Warum nicht?
Schriftsteller: Das ergibt keine Literatur. Ich muss mich doch draußen halten.
Bewunderer: Elfenbeinturm?
Schriftsteller: Selbstverständlich. Nur im Abstand sehe ich genau. Wenn ich jeden X-Beliebigen ausfrage, das führt doch nur zu Beschreibungen von Tatsachen.
Bewunderer: Aber fragmentarisch, immerhin.
Schriftsteller: Man muss doch das herausfiltern, was dahinter steckt.
Bewunderer: Ich dachte, dahinter ist nichts. Das Sinnlose, das leere Spiel?
Schriftsteller: Ja, es gibt kein Davor und Dahinter. Deshalb ärgert mich auch das Geschwätz von Wesen und Erscheinung, von Sein und Seiendem.
Bewunderer: Aha, wenn Sie sich auf die Tatsachen stürzen, dann geben Sie zu, dass es auch etwas dahinter geben muss. Tatsachen sind eben nur Tatsachen von etwas.
Schriftsteller: Endlich haben Sie es verstanden.
Bewunderer: Danke. – Dann bleibt doch nur …
Schriftsteller: Die Beobachtung auf der Höhe des Elfenbeinturms.
Bewunderer: Dann sind sie aber arg weit weg.
Schriftsteller: Es gibt auch Ferngläser.
Bewunderer: Und Mikroskope, sogar Elektronenmikroskope. Die reichen ganz tief.

Schriftsteller: Sie haben's anscheinend noch immer nicht verstanden. Wie es keine Trennung von Wesen und Erscheinung gibt, so gibt es auch keinen Unterschied von innen und außen.
Bewunderer: Aha, und doch macht mich das ratlos.
Schriftsteller: Mich eben auch. Deshalb ist alles so verzwickt ...
Bewunderer: Das Einfache. Sie nehmen also das Einfache ins Visier.
Schriftsteller: Da kann ich nur mit dem Kopf schütteln.
Bewunderer: Sie sagen doch: Sie beobachten und es gibt nur Mosaiksteinchen, weil alles fragmentiert ist.
Schriftsteller: Diese Mosaiksteinchen muss man doch erst finden!
Bewunderer: Warum?
Schriftsteller: Weil es nicht so einfach ist.
Bewunderer: Es gibt doch aber nur Steinchen. Die spürt man. – Wenn der Schuh drückt.
Schriftsteller: Dazu müssen Sie erst in den Schuh kommen.
Bewunderer: Ach so, Sie suchen Mosaiksteinchen, die dann in Ihren Socken gelangen. Sicher die richtigen. Und dann beobachten Sie, was beim Gehen passiert. Wie sie sich vor- und zurückarbeiten, Blasen verursachen oder Wunden reißen. Dann wissen Sie: Das ist es!
Schriftsteller: Exakt. So könnte man es beschreiben.
Bewunderer: Dann setzen Sie sich mit bloßen Füßen an den Schreibtisch?
Schriftsteller: Ich beschreibe meine Beobachtungen. Was ich spüre, beschreibe meine Schürfwunden, die Blasenbildung undsoweiter.
Bewunderer: Und die herzigen Steinchen, die die Ursache

allen Übels sind …
Schriftsteller: Ja und alles, was sich daran auskristallisiert.
Bewunderer: Wo ist dann das Fragmentarische geblieben? In den Socken? – Und Sie wollen doch damit nicht sagen, dass sich daraus ein Mosaik ergibt?
Schriftsteller: Natürlich.
Bewunderer: Jetzt verstehe ich nichts mehr.
Schriftsteller: Das brauchen Sie auch nicht. Lesen Sie mein Buch. Lesen Sie.
Bewunderer: Das verwirrt mich aber. Und was machen Sie mit den Fragmenten, äh, den Steinchen?
Schriftsteller: Sie verstehen nichts. Aber mir reicht Ihre Anhänglichkeit.
Bewunderer: Da kann ich Sie nur bewundern.

Im Sommer Kampen, im Winter St. Moritz

Corinna, Uschi, Marie-Luise

Corinna: Man kann nirgends mehr hingehen. Was waren das noch Zeiten als man noch nach Mallorca konnte.
Uschi: Igitt, igitt, furchtbar. Du warst mal auf Mallorca? – Du leidest wohl an Geschmacksverirrung!
Marie-Luise: Mallorca, Nord, – Mallorca-Nord hoffentlich?
Corinna: Ja, selbstverständlich. Was denkst du denn!
Uschi: Hat da nicht dieser Mode-Fritze seine Finca?
Marie-Luise: Das disqualifiziert ihn von selbst. Erinnere mich,

dass ich meine Kleider durchforste. Ob ich noch was von ihm habe. Kommt alles gleich raus. Gleich in den Caritas-Container.
Uschi: Von dem hast du was?
Marie-Luise: Aus vergangenen Zeiten, von früher. – Ja mein Gott, da gab's noch nicht so viel.
Uschi: Das muss aber schon lang her sein.
Corinna: Mach' mal halblang. Man kann's auch übertreiben. Ich oute mich. Ich war kürzlich auch dort, wegen …
Uschi: Wegen deiner Mutter? Grüße von Haus zu Haus sozusagen?
Corinna: Aber, wo soll man den ganzen Tag hingehen. Der Tag ist so lang und die Abende – da weiß man auch nicht, wo man landet.
Marie-Luise: Ausgehen? Das kannste sowieso vergessen. Überall nur Prolos, Schickimicki.
Corinna: Und sonst . Auch nur alte Säcke, die einem an die Wäsche wollen. Kenn ich alles. Ich stelle sie mir sowieso nur mit Kapitänsmütze und Jachtclubwappen vor. Diese Aramis-Graurücken.
Uschi: Wo gehst denn hin?
Corinna: Ich musste, – mein Alter –, du weißt schon. Am liebsten würde ich mich sowieso verkriechen. Ja, früher.
Marie-Luise: Früher, da reichte Sylt, höchstens Monte Carlo. Und im Winter St. Moritz oder Seefeld.
Uschi: Früher war man unter sich. Heute rauf und runter. Aufsteiger, Absteiger. Einfach geschmacklos. Die fressen alles, was man ihnen vorsetzt. Die machen uns noch fertig. Alles falsch, falsche Namen, falsches Geld, falscher Schwanz.

Marie-Luise: Seid doch nicht so vulgär. Du tust ja grad' so, als wär's früher stilvoll zugegangen. – Jetzt fehlen nur noch die alten Geschichten vom Rubirosa – wie er seinen Rennwagen an den Baum gehängt hat. Das waren doch alles auch nur Schlappschwänze. Erzähl viel lieber die Geschichte von diesem Operettenkönig. Dann wisst ihr, wie stilvoll es früher war.
Corinna: Mit dem? - Was für eine Geschichte? Erzähl.
Uschi: Ach nein.
Marie-Luise: Es geht doch nicht nur um diesen Typ, sondern darum, dass früher alles besser war.
Uschi: Also gut.
Corinna. Ist das auch wahr?
Marie-Luise: Selbstverständlich. Sie erzählt doch keine Lügen.
Corinna: Na dann. Mach schon.
Uschi: Gut. Dieser Typ aus der Operette wollte in St. Moritz unbedingt Frankfurter Würstchen essen.
Corinna: Oh, wie bescheiden.
Uschi: Aber – mit Kaviar gefüllt.
Corinna: Und?
Uschi: Der Koch drückt die Brätmasse heraus. Und bevor er die Würstchen mit Kaviar füllte, durfte jeder Koch auf den Kaviar spucken. – Als die Würstchen fertig war, sagte er: So da hast du deine Frankfurter oder Wiener, was du willst.
Marie-Luise: Es hat ihm ausgezeichnet geschmeckt. Nehme ich an.
Corinna: Ich gehe nie mehr Essen. Ist das ekelig.
Marie-Luise: Darum geht es doch nicht. Es geht doch um früher.
Corinna: Das hab' ich doch kapiert. – Meinst du meine Köchin

macht auch so was?
Uschi: Warum nicht? Kommt darauf an, wie du sie behandelst – das Küchenpersonal.
Corinna (ironisch): Nein, nein, überhaupt nicht.
Marie-Luise: Na ja, ein bisschen solltest du dich schon zusammen nehmen.
Corinna: Wieso? – Wo sind wir denn eigentlich. Was bilden die sich ein. Die sollten froh sein …
Uschi: Bist du die neue Operettenkönigin? – Fehlt nur noch die Frisur.

(Pause)

Corinna (resigniert): Wir sind eigentlich immer auf der Flucht. Wir wissen nicht mehr, wo wir hingehen sollen. Paris, pah, Marbella, vorbei. Dubai, da ist schon Neckermann. Und erst Florida, dass ich nicht lache!
Uschi (besinnlich): Ja, früher: Südafrika.
Marie-Luise (bitter-ironisch): Aber bitte als es die Rassentrennung noch gab.
Corinna (sachlich): Bitte, wir wollen doch korrekt bleiben. Es ist eh vorbei.
Marie-Luise: Vorbei auch deine Tennisbar in Bad Homburg. – Der Zuhälter mit den hundert Rosen.
Corinna: Ich suchte halt ein Abenteuer. – Aber nach Bayreuth fahre ich mein ganzes Leben lang nicht mehr.
Marie-Luise: Wegen der Rassentrennung?
Uschi: Wie? Was?
Corinna: Du bist wirklich geschmacklos!

Marie-Luise: Ich meine doch nur, weil dieser geschäftstüchtige Herr mit diesem Catering-Service zweierlei Bedienung eingeführt hat. Eine Kantine und etwas für die Auserwählten.
Corinna: Du, bei dem war ich mal. Als ich gesehen hab wie die den Kartoffelsalat gemacht haben. Ist mir ganz schlecht geworden.
Marie-Luise: Siehste, koch dir selbst dein Hummer.
Corinna: Hummer! – Den esse' ich schon nicht mehr. Sogar beim Essen muss man aufpassen, ob nicht schon ein Nouveau Riche …
Marie-Luise: Ihn frisst. So ist das halt.
Uschi: Bayreuth vorbei? – Ich dachte immer, das wäre dein Refugium.
Corinna: Von wegen. Keiner hat von Wagner eine Ahnung, nur noch Varieté. Klimbim, Heissahoppsa.
Marie-Luise: Du warst doch immer für das Esoterische, so mit Gral und Speer. Siegfried als Erlöser. „In der Not versprach mir der Vater ein Schwert“ und „Erlöser dem Erlöser“ undsoweiter.
Corinna: Ich weiß schon, Montsalvat.
Uschi: Ich hätte auch gern einen Erlöser in Montsalvat.
Marie-Luise: Auf Montsalvat, bitte.
Uschi: Von Montsalvat. Mit blauem Blut. Wenn schon alt, dann stilecht.
Corinna: Mir reichen einfach diese gelangweilten, stöhnenden Sekretärinnen, die immer fragen: „Dauert's noch lang'?" Und diese schwitzenden Männer.
Uschi: Gibt's denn da keine Klimaanlage?
Corinna: Wo denkst du denn hin?

Marie-Luise: Es geht dort um schwere Musik. Da finden Festweihspiele statt.
Uschi: Woher weißt du, dass das Sekretärinnen sind?
Corinna: Weil alle so aussehen. Und weil ich meinen Alten auf der Toilette mit seiner erwischt habe!
Marie-Luise: Da war er aber unvorsichtig.
Corinna: Nein, er dachte, ich wäre schon weg. Er hat freundlicherweise die Hotelbuchung übernommen.
Marie-Luise: Durch seine Sekretärin?
Corinna: Das in den Toiletten. Wirklich ein Unding. Wie die Tiere.
Marie-Luise: Die langen Pausen werden dann doch kurz.
Corinna: Die schlagen sich dann den Bauch voll. Damit sie durchhalten.
Marie-Luise: Kantine oder Untergeschoss oder getrennt?
Corinna: Ach, lassen wir das.
Marie-Luise: Ich hab was Neues. Hört mal.
Uschi: Doch nicht so was. Wie dein Alter? Der sich auf die spanische Treppe setzt. Und dort mit seiner Assistentin eine Buddel Schianti kübelt? – Das ist doch das letzte. Wie der, der entweder mit dem Motorrad durch den Schwarzwald rast oder mit seiner Zweimot rauf und runter düst?
Marie-Luise: Der will halt wie Rubirosa enden. – Nee, nee. Ich hab so einen Typ geangelt.
Corinna: Doch keinen Künstler? – So ein Maler? – Die sind doch alle so schmuddelig. – Oder gar ein Schriftsteller? – Permanent saufen sie Bier, drehen ihre Zigaretten selber, schwafeln von Villon und Baudelaire und so einem Baal. Wollen immer gefährlich leben. – Machen nichts. Wollen alles

ihren Biografen überlassen. – Also da fahre ich noch lieber mit meinem Cabrio durch die Gegend.
Marie-Luise: Beruhige dich. Nein, nein, ganz anders. Er hat zwar mit Kunst zu tun – ist aber kein Künstler.
Uschi: Das ist aber schwierig. Das ist … – Wie heißt das?
Corinna: Ein hölzernes Eisen.
Uschi: Du bist aber gebildet.
Corinna: Reiner Zufall, mach Dir nichts draus.
Uschi: Merks mir aber trotzdem. Man weiß nie.
Corinna: Also ein hölzernes Eisen oder gar ein trojanisches Pferd?
Marie-Luise: Ratet mal. Der Kandidat erhält hundert Punkte. Oder: Wer wird Millionär?
Uschi: Jetzt hast Du Dich entlarvt! Du glotzt ja diesen Quatsch an. Ich dachte immer, du kannst dich selbst beschäftigen?
Marie-Luise: Das ist doch jetzt nicht mehr wichtig. Also … ?
Corinna: Kunst und kein Künstler? Jemand, der nichts kann, keine Ahnung von Kunst hat und trotzdem damit viel Kohle macht – weil er dich kennt?
Marie-Luise: Richtig.
Corinna: Sag bloß ... Ein Galerist?
Uschi: Wo hast du den aufgegabelt? Früher war ich auch auf Vernissagen und Finissagen. Aber nur diese gefärbten Semmeln und diesen billigen Sekt. Da bekomme sogar ich Sodbrennen.
Corinna: Denkst du eigentlich immer nur ans Essen?
Uschi: Ich muss auf meine Figur achten. Sonst bin ich nicht mehr attraktiv für meinen Alten.
Corinna: Dann hau doch mal kräftig rein und lass dich dann

absaugen und dich auf Vordermann bringen. Bist eh auf dem absteigenden Ast.
Uschi: Bist du gemein. Du bist doch bloß auf den Galeristen eifersüchtig.
Corinna: Und, übrigens sollte dein Alter mal seine Zahnsturzel richten lassen. Das wäre wichtiger als immer neue Reizwäsche.
Marie-Luise: Friede, Friede. – Jeder hat seine Probleme. – Ihr wollt mich nur nicht zu Wort kommen lassen. – Ihr seid beide eifersüchtig. – Vielleicht fällt für euch auch was ab!
Corinna: Also ein Galerist, wie aufregend kann ich da nur sagen. – Wohl ganz in der Nähe?
Marie-Luise: Ja.
Corinna: Und wo hast du ihn aufgegabelt? Hast du dich in seine Galerie verirrt und kam er mit einem roten Punkt auf dich zu und sagte: „Wo darf ich ihn für Sie anbringen?“
Uschi: Du kennst dich aber aus.
Corinna: Alles schon mitgemacht – Aber du bist doch sonst so zynisch? – Bist natürlich darauf reingefallen. – Wahrscheinlich hat er dir nicht einmal einen Espresso angeboten?
Marie-Luise: Er hat nur eine Kaffeemaschine.
Corinna: Schon klar: „Ich habe einen einfachen Geschmack – das Besondere“, undsoweiter.
Marie-Luise: Ich sage nichts mehr. Ihr macht mir alles mies.
Uschi: Erzähl doch weiter. Sonst ist’s so langweilig. Also, wo hast du ihn aufgegabelt?
Marie-Luise: In der Vogue.
Uschi: In der Vogue? Wie? Wo? – Wie kommt ein Galerist in die Vogue?
Marie-Luise: Das habe ich mich auch gedacht – deshalb sagte

ich mir: gehst mal hin, schaden kann's ja nicht.
Corinna: Und?
Marie-Luise: Perfekt. Es hat gepasst. Wir fliegen nach New York.
Uschi: Da kann man doch nicht mehr hin.
Corinna: Mit dem schon.
Marie-Luise: Wir machen dort eine Galerie auf.
Corinna: Und dein Alter bezahlt. Verstehe. Aus steuerlichen Gründen. – Dieses Sparbrötchen.
Uschi: Das hast du gut eingefädelt.
Marie-Luise: Jetzt muss man zu mir kommen! – Ich wähle aus und brauch nichts tun!
Corinna: Zu Ende die ewige Flucht vor dem schlechten Geschmack. – Ich muss zugeben: Hut ab.
Uschi: Und kaufen musst du nichts?
Marie-Luise: Manchmal kaufe ich halt was. Damit er mit mir ausgeht. Er ist ein bisschen träge.
Corinna: Zahlt ja eh dein Alter.
Uschi: Und was fällt für uns ab?
Marie-Luise: Also, – Wenn ich zurückkomme. Fahren wir zusammen an den Bodensee.
Uschi: Nein. An den Bodensee. Ohne mich. Nein danke!
Marie-Luise: Doch nicht so. Ich habe dort einen neuen Guru. – Wir leben dort ganz spartanisch. In einer kleinen Holzhütte. Nur Wasser und Brot.
Uschi: Zum Entschlacken?
Corinna: Und dein Guru brüllt den ganzen Tag herum wie faul wir sind. Und wir dürfen uns nur mit kaltem Wasser waschen.
Marie-Luise: Ja, toll nicht?

Corinna: Fast wie bei meinem Alten. Nur ohne Aramis und Dessous.
Uschi: Das machen wir! Das habe ich noch nie gemacht! – Das kenne ich noch nicht!
Corinna: Du denkst doch nur ans Abnehmen.
Marie-Luise: Wir sind doch dann zusammen.
Corinna: Aber nur wenn dein Gigolo dabei ist.
Uschi: Bitte nicht. Der braucht nicht alles sehen.
Corinna: Der hat doch nur Augen für sie. Keine Angst. Das dauert nicht ewig.
Marie-Luise: Leider.
Corinna: Wenn wir zurück sind, – was machen wir dann?
Marie-Luise: Dann gibt's was Neues.
Uschi: Aber was nur?
Corinna: Dann drehen wir Däumchen.
Marie-Luise: Ich, ich lebe jetzt!
Uschi: Ich möchte auch mal was erleben.
Corinna: Ein Abenteuer? Am Bodensee?

Parmenides – ein metaphysisches Gespräch

ER und SIE

ER: Das Sein
SIE: Fraglich
ER: Das Sein hören
SIE: Die Materie
ER: Das Sein des Seienden
SIE: Das Sein des Seins
ER: Das Sein des Daseins
SIE: Das Nichts
ER: Das Nichts des Seins
SIE: Das Nichts von Nichts
ER: Kein Nichts ohne Sein
SIE: Kein Nichts ohne Sein des Seienden
ER: Die Seinskugel
SIE: Die Materie
ER: Der Abgrund
SIE: Kein Sein ohne Materie
ER: Nichts ist Sein
SIE: Nichts ist ohne Materie
ER: Sein
SIE: Ohne Materie
ER: Der Abgrund
SIE: Das Sein der Materie
ER: Die Seinsfrage
SIE: Die Materie des Seins
ER: Das Sein ohne Seiendes

SIE: Ein Nichts
ER: Der Abgrund
SIE: Die Seinsfrage der Materie
ER: Die Verwindung
SIE: Die Kehre
ER: Der Albtraum
SIE: Der Grund
ER: Der Abgrund
SIE: Des Seins
ER: Der Materie
SIE: Der Seinsmaterie
ER: Die Seinsfrage ohne Materie
SIE: Die Materiefrage ohne Sein
ER: Das Sein ohne Materie
SIE: Die Seinsfrage ohne Sein
ER: Die Materiefrage ohne Materie
SIE: Die Seinsfrage der Materie
ER: Die Seinsfrage zum Sein
SIE: Die Seinsfrage zum Nichts
ER: Die Seinsfuge
SIE: Die Formmaterie

ER: Das Nichts ist das Sein
SIE: Das Nichts ist ohne Sein
ER: Selbigkeit des Nichts
SIE: Die Materie
ER: Die Sprache
SIE: Der Leib
ER: Die Sprache spricht

SIE: Der Leib empfindet
ER: Das Sein spricht
SIE: Die Materie drückt aus
ER: Das Sein spricht nichts
SIE: Die Materie spricht von sich
ER: Die Sprache spricht vom Sein
SIE: Das Sein spricht von der Materie
ER: Die Materie spricht vom Sein
SIE: Keine Sprache ohne Leib
ER: Keine Sprache ohne Sein
SIE: Keine Sprache ohne Kehlkopf
ER: Das Nichts spricht nichts
SIE: Keine Sprache ohne Materieleib
ER: Das Sein spricht Sein
SIE: Im Materieleib das Sein
ER: Im Seinsleib die Sprache
SIE: Im Sprachleib die Materie
ER: Im Materieleib der Sprachleib
SIE: Im Leib das Sein
ER: Im Ursprung das Sein
SIE: Das Nichts
ER: Das Nichts zum Sein
SIE: Der Ursprung des Seins die Materie
ER: Im Ursprung des Seins das Nichts
SIE: Das Sein ist Denken
ER: Denken kommt von Danken
SIE: Materie von Eingedenken
ER: Der Seinsgedanken
SIE: Das Sein denkt sich

ER: Die Materie widersteht
SIE: Das Sein ist Abstraktion
ER: Die Materie ist Grund
SIE: Das Sein ist das Dünnste
ER: Die Materie das Gröbste
SIE: Das Sein ist das Letzte
ER: Die Materie das Erste?
SIE: Das Sein führt zum Mythos
ER: Materie zum Licht?

ER: Das Sein hat Angst
SIE: Die Angst hat Angst
ER: Die Angst spricht vom Nichts
SIE: Das Nichts spricht in der Angst
ER: Die Angst hat vor Nichts Angst
SIE: Die Angst hat Angst vor der Vernichtung
ER: Die Angst vernichtet das Nichts
SIE: Die Vernichtung vernichtet die Angst
ER: Das Nichts vernichtet das Sein
SIE: Die Angst ist die Furcht
ER: Die Angst ist die Furcht des Seins
SIE: Die Angst ist die Furcht vor der Vernichtung
ER: Vor dem Sein
SIE: Vor der absoluten Macht
ER: Des Seins
SIE: Die Furcht fürchtet sich vor der Gewalt
ER: Der Materie
SIE: Die Macht des Seins ist die Vernichtung
ER: Die Vernichtung erzeugt die Angst.

SIE: Die Angst erzeugt die Sorge
ER: Die Sorge vernichtet die Angst
SIE: Die Sorge vernichtet die Macht.
ER: Die Sorge nichtet das Sein
SIE: Das Sein nichtet nicht die Sorge
ER: Die Sorge sorgt sich nicht um das Nichts
SIE: Die Sorge sorgt sich um Etwas
ER: Das Etwas ist die Sorge um Etwas
SIE: Das Etwas ist die Materie
ER: Die Sorge sorgt sich um die Materie
SIE: Die Materie sorgt sich um das Leben
ER: Die Materie nichtet das Sein
SIE: Die Materie nichtet das Nichts
ER: Das Leben sorgt sich um Nichts
SIE: Das Leben sorgt sich um die Existenz
ER: Das Leben ist um nichts besorgt
SIE: Das Leben ist ein Besorger
ER: Das Leben besorgt sich's?

Spengler kommt

Theaterstück in zwanzig Szenen

Friedrich Abele, Unternehmer, Vorstandsvorsitzender
Isolde Abele, Ehefrau des Unternehmers
Robert Richter, erster Direktor, stellvertretender Vorsitzender
Alois Kammer, Gewerkschaftler, Betriebsratvorsitzender
Barbara Kammer, Ehefrau von Alois Kammer
Werner Kammer, Sohn von Alois Kammer
Manfred Maier, Betriebsrat,
stellvertretender Betriebsratvorsitzender
Gerd „Django“ Kischke, väterliche Freund
von Werner Kammer
Otto Spengler, Bankier im Ruhestand

Rechtsanwälte im Unternehmen Abele:
Carl Sohl
Bernd Obermüller
Matthias Ruhnberg

Angstellte:
Jennifer Kohl
Sabrina Schneider
Isabell Brandt
Marion Pauling

Arbeiter:
Fritz Balke
Rudi Lehner
Roland Zundel
Kurt Geller
Armin Burk

Arbeiterehefrauen:
Bettina Zundel
Helga Steiner
Gisela Freund
Doris Krapf

Sekretärin

1. Szene
Im Direktorenzimmer, Vorstandssitzung

Friedrich Abele, Robert Richter, Alois Kammer, Manfred Maier

Friedrich Abele: Meine Herren. – Kurz: – Wir sind pleite!
Alois Kammer: Hm, das ist doch gut so.
Friedrich Abele: Dann gehen auch Sie unter.
Alois Kammer: Ich? – Ich erhalte einen anderen Gewerkschaftsposten. – Dann in einem Aufsichtsrat. – Aufgrund meiner langjährigen Erfahrung …
Friedrich Abele: … einer Pleite? – Sie haben sich doch ständig verweigert. Haben blockiert. – Was haben jetzt Ihre Arbeiter davon?
Alois Kammer: Meine Arbeiter? – Sie haben doch die angepassten Betriebsräte schon vorsortiert. Da haben Sie uns sauber reingelegt.
Friedrich Abele: Aber deshalb sitzen Sie doch hier und niemand anderer.
Alois Kammer: Mich hat die Gewerkschaft reingedrückt.
Friedrich Abele: Ja, warum wohl? – Wissen Sie nicht mehr wie Ihre Gewerkschaft funktioniert? – „Auslese der besten Kräfte." – „Leistung zählt auch bei uns!" – Dass ich nicht lache. Das ist höchstens Schnee von übermorgen….
Alois Kammer: Jetzt argumentieren Sie aber unter der Gürtellinie. Wir sitzen alle in einem Boot, denke ich mal.
Friedrich Abele: Das Boot geht jetzt unter! Und Sie mit, wenn Sie nicht endlich Vorschläge auf den Tisch legen.

Alois Kammer: Warum? – Wir können doch sowieso nicht mitentscheiden. Warum sollten wir?
Friedrich Abele: Aber mitbestimmen.
Alois Kammer: Den Untergang? Von wegen. Wir machen da nicht mit. Wir halten uns da raus.
Friedrich Abele: Das Kind ist in den Brunnen gefallen.
Alois Kammer: Jetzt wollen wir doch nicht die ganze Badewanne ausschütten.
Robert Richter: Sie haben die Sache vor die Wand gefahren.
Alois Kammer: Und sollen jetzt die Notbremse ziehen.
Manfred Maier: Sie haben doch diese amerikanische Lebensversicherung hereingelotst.
Alois Kammer: Und als hätte das nicht gereicht, auch noch die Unternehmensberater.
Manfred Maier: McKillroy was here, haha.
Robert Richter: Sie ziehen sich immer schön zurück, wenn's brenzlig wird. Immer Forderungen stellen. Nichts leisten.
Manfred Maier: Und diese Versicherer haben keine Forderungen gestellt?
Friedrich Abele: Zunächst keine. Das wissen wir doch alle, wie das lief.
Robert Richter: Wir sind doch alle darauf reingefallen.
Manfred Maier: Wir? – Immer sprechen Sie von „wir".
Friedrich Abele: Wir wollen doch gerade jetzt kein Freund-Feind-Verhältnis aufbauen.
Alois Kammer: Ich weiß es noch genau, wie sie angekommen sind. Und Ihnen Honig um Ihren Bart schmierten: „Wir haben Sie ausgesucht. – Sie stehen glänzend da. – Profitrate. – Alles stimmt. – Wir wollen bei Ihnen investieren. – Noch mehr,

noch größer. Vielleicht mit unserer Hilfe: global player and so on."
Manfred Maier: „… Tigerstaaten, überall brachliegende Märkte."
Robert Richter: Die Investitionen waren ja da.
Alois Kammer: Auch der Abbau von Arbeitsplätzen.
Manfred Maier: Das war alles notwendig (nachäffend): „Druck vom Weltmarkt. Entweder mitmachen oder untergehen." Jetzt haben wir beides. Von Win-win-Situation keine Spur.
Robert Richter: Und Sie mit Ihren Nischenprodukten und kleinen Brötchen backen. Dann wären wir schon längst den Bach runter.
Friedrich Abele (stöhnt): Also? – Wie ich sehe, gibt es keinen Ausweg mehr.
Manfred Maier: Was hat uns das Arbeitsplätze gekostet hat. – „Investitionen nur, wenn abgebaut wird. Auf den technologischen Fortschritt setzen." Das war's: „Billiger produzieren, aber mit mehr Profit. Das konstante Kapital auf ein Minimum reduzieren."
Alois Kammer: Das sie dann auch sofort bei nächster Gelegenheit abgezogen haben. Bei dem, was da alles frei geworden ist. Die Herren Investoren und Lebensversicherer.
Manfred Maier (kann sich nicht beruhigen): Kapital als Ballast. Ballast abwerfen. Erleichterung durch Profitmaximierung. Aber verstanden hat's niemand.
Robert Richter: Meinen Sie, dass sie mit Ihren kleinbürgerlichen Ansichten von wegen „Spare zuzeiten, dann hast du in der Not." weitergekommen wären? – Da wäre auch nichts mehr da. – Das hätte uns der Staat doch alles wegversteuert.

Das wäre doch draufgegangen. – Und dann Ihre Lohnforderungen. Mehr Lohn, mehr Beteiligung an den Gewinnen. – Das konnten wir nicht machen.
Friedrich Abele: Die unkalkulierbare Inflation. Die hätte uns den Rest gegeben, das hätten wir auch nicht durch äußerste Verschuldung ausgleichen können.
Robert Richter: Gegen das Schuldenmachen. Dagegen haben wir uns erfolgreich gewehrt. Das ist unser Verdienst. Das müssen Sie zugeben.
Alois Kammer: Das war das Haar in der Investorensuppe. Dann hätten sie noch mehr Kapital heraus …– Deshalb sind sie jetzt schon weg.
Manfred Maier: Prima. Jetzt haben wir Deflation. Niemand kauft. Aber die Schulden werden durch die Inflation gefressen. Wenigstens haben Sie dadurch profitiert.
Alois Kammer: Und diese Versicherer haben noch vom Technologietransfer kräftig abgesahnt: – als Vermittler! – Das war die Voraussetzung überhaupt.
Manfred Maier: Und jetzt sind sie endgültig verschwunden. Mit dem schönen Geld. Bei dem Wechselkurs. – Sie haben mehr als sie in ihren kühnsten Träumen erwarten konnten.
Alois Kammer: Ja, ja, the american dream.
Friedrich Abele: Meine Herren, was soll das alles. Alte Rechnungen aufmachen. Das nützt niemandem. – Das ist vorbei. Wir müssen nach vorne blicken. Klar sehen.
Alois Kammer: Um klar zu sehen, brauchen wir aber nicht noch einmal einen Unternehmensberater. Den finanzieren wir nicht noch einmal.
Manfred Maier: Von wegen den Arbeiter ran nehmen, den

Betrieb durchforsten – „ausasten“ hätte mein Opa dazu gesagt. Die Arbeiter quasi in den Keller einschließen, Toiletten kontrollieren: „Niemand kommt raus.“ Kontrolliertes Mobbing. Die Schlechten raus, die Guten permanent unter Druck setzen. – Was kam raus? Die Schlechten verweigerten, prozessierten. Die, auf die es angekommen wäre, reagierten mit innerer Kündigung. – Kantine dicht machen, pah. Wie einfallsreich.
Robert Richter. Doch keine Parteireden bitte. Das können Sie in der Kneipe machen. Immer nur Aufhetzen. – Ist das Ihr positiver Beitrag?
Alois Kammer: Auf alle Fälle. Die haben auch nur abkassiert und machen jetzt einen anderen Betrieb platt. Von wegen Outsourcing, Büroräume dann teuer vermieten. – Keine Betriebskosten, nur Einnahmen. Und solche Sprüche wie: „Wer nicht mitzieht, fliegt raus!“ – Das haben Sie geduldet, wenn ich das noch sagen darf.
Manfred Maier: Die leere Fabrik. – Nur voll mit Geld, das sich wundersam durch Zirkulation vermehrt.
Friedrich Abele: Der Karren ist endgültig im Dreck. – Bei diesen gegenseitigen Vorwürfen kommen wir nicht weiter. Positive Vorschläge. Wir tragen alle die Verantwortung. Bitte.
Alois Kammer: Outsourcing, Outsourcing.
Manfred Maier: Wir sind doch schon alle outgesourct. Uns übernimmt doch niemand mehr. Jeder sourct jeden out.
Robert Richter: Wäre dies nicht ein Ausweg?
Alois Kammer (zur Seite gesprochen): Der hat den Witz nicht verstanden.
Friedrich Abele: Die Zeit der Witze ist vorbei.

Manfred Maier: Das kann man wohl sagen, denke ich mal ein Stück weit.
Friedrich Abele: Ich bin maßlos enttäuscht. Wir schließen.
Alois Kammer: Aber doch nur die Sitzung hoffentlich.
Robert Richter: Sie brauchen wohl noch Zeit, um Ihre Schäfchen ins Trockene zu bringen. Nicht doch.
Alois Kammer: Wir haben noch eine Ehre. Wenn das auch noch so altmodisch klingt.
Robert Richter: Ach, jetzt kommt der Preuße raus. Die Treue, das Mark der Ehre. Sowieso. Kampfnatur à la „Wir machen das". Wie?
Friedrich Abele: Gut, abwarten. Schlimmer kann's nicht kommen. Schulden sind Schulden. Ob zehn Euro oder zwanzig Millionen. Darauf kommt es, wenn's aus ist, auch nicht mehr an.
Manfred Maier: Dann gehen wir alle zur Schuldenberatung.
Alois Kammer: Also das ist jetzt doch zu …
Manfred Maier: Zu zynisch?
Alois Kammer: Nein, das war nichts, gar nichts. Irgendwie müssen Sie nicht unter jedes Niveau fallen. Trotz allem.
Friedrich Abele: Danke, Herr Kollege sozusagen.
Robert Richter: Also?
Friedrich Abele: Wir schließen. – Bis zum nächsten Mal. Vielleicht ergibt sich was. Lassen Sie doch mal Ihre Verbindungen spielen. Sie sind doch auch in der Partei, Mensch.

2. Szene
Im Hause Abele

Friedrich und Isolde Abele

Isolde Abele: Nun, gibt's was?
Friedrich Abele: Das ist das erste Mal, dass du überhaupt einen Funken Interesse zeigst.
Isolde Abele: Es ist auch nicht so großartig, wenn der Chauffeur so blöde grinst.
Friedrich Abele: Dem geht's dann auch an den Kragen. Nichts mehr mit Bentley und Uniform.
Isolde Abele: Du weißt doch. Die kriegen immer was und wenn sie unters Auto kriechen.
Friedrich Abele: Du hast nicht einmal mitgekriegt, dass man den Bentley nicht mehr reparieren kann, sollte was sein!
Isolde Abele: Weil er geleast ist?
Friedrich Abele: Gerade noch. Nein, weil es dafür keine Werkstätte mehr gibt. Wenn überhaupt, wenn was ist, sofort nur noch in die hauseigene.
Isolde Abele: Das haben die aber gut gelöst. Würde da für uns nichts abfallen? Der Hersteller repariert selbst seit neuestem. – Dabei sprichst du immer von Outsourcing. – Wer soll das verstehen. Da wirfst du mir vor, ich würde mich für nichts interessieren. Wäre dies nicht eine gute Idee?
Friedrich Abele: Es steht schlechter als du denkst.
Isolde Abele: Und wir? Was ist mit unserer Zukunft?
Friedrich Abele: Dunkel, Dunkel.
Isolde Abele: Du hast doch immer behauptet, wir hätten

ausgesorgt.
Friedrich Abele: Das haben wir auch. Schon längst. Aber trotzdem, jetzt schon? Was soll ich dann machen?
Isolde Abele: Dann kannst du machen, was du immer machen wolltest. Und ich das, was ich wollte. Endlich ohne dich. – Ich habe dieses verlogene Getue sowieso satt.
Friedrich Abele: Das geht dann auch nicht mehr. Du glaubst doch nicht, dass ich dann noch eingeladen werde oder mich irgendwo blicken lassen kann. – Und du kannst mit dem doofen Gaul allein durch die Wälder reiten.
Isolde Abele: Dann musst du die entsprechenden Vorbereitungen treffen. Dass das nicht so weit kommen wird. Das gehört auch zum Geschäft.
Friedrich Abele: Ja, jetzt Ansprüche stellen.
Isolde Abele: Die hatte ich schon vorher.
Friedrich Abele: Aber jetzt werden sie erst zu solchen. Vorher, ja vorher war das alles selbstverständlich. – Immer unbefriedigt. Auch mir reicht's.
Isolde Abele: Dann verkaufe den ganzen Krempel. Und mach auf Aufsichtsrat. Dann bleibt alles so wie's ist.
Friedrich Abele: Zu spät, meine Taube, zu spät. Das will niemand mehr.
Isolde Abele: Weil nichts mehr da ist?
Friedrich Abele: So ungefähr, so ungefähr.
Isolde Abele: Hängt das mit dem Outsourcing?
Friedrich Abele: Ach nein, das sind Kleinigkeiten. – Weil – weil keine Phantasie mehr drin ist. Haha. – Würden die Analysten sagen.

Isolde Abele: Gott sei Dank haben wir die Aktien schon abgestoßen.
Friedrich Abele: Das ist eigentlich schon traurig: der Unternehmer, der seine Aktien abstößt. (zynisch) Keine Moral, wo bleibt der Unternehmergeist.
Isolde Abele: Das Kapital ist doch gerettet?
Friedrich Abele: Keine Tradition. Nichts mehr.
Isolde Abele: Die war schon verschwunden, als ich dich geheiratet habe.
Friedrich Abele: Fang du nicht auch noch an. Jetzt brauche ich einen Bourbon.
Isolde Abele: Den holst du dir bei deiner Nutte. Nicht bei mir.
Friedrich Abele: Du kannst froh sein, wenn für dich was abfällt. Du kannst jederzeit gehen. Du kriegst aber nur das, was du mitgebracht hast: Nichts.
Isolde Abele: Willst du reinen Tisch machen? – Das kannst du haben. – Darauf bin ich schon längst vorbereitet. Dann kannst du die Hosen runter lassen.
Friedrich Abele: Und wenn schon.

3. Szene
Im Hause des Gewerkschaftlers Kammer

Alois Kammer und Sohn Werner

Alois Kammer: Verdammt noch mal. Alles geht in die Binsen. Ich hab's schon lang kommen sehen. Gott sei Dank habe ich keine Verantwortung. Dann wär's vorbei mit meiner Parteikarriere. Nur noch ganz hinten für den Liebling der Partei. Wie auch immer.
Werner Kammer: Wieso? Soll ich wieder austreten? – Geht's um mich? – Schon Hinterbank? Wäre doch ganz nett, für den Anfang. Drin ist drin, sagst du doch immer.
Alois Kammer: Und draußen ist draußen. Fertig.
Werner Kammer: Geht's um mich oder geht's um dich? Um Partei oder Gewerkschaft?
Alois Kammer: Das ist es ja. Um alles. Es war so schön. Diese doppelte Absicherung. Wenn nicht Gewerkschaft, dann Partei und umgekehrt.
Werner Kammer: Und doch hast du es super gemacht: Partei und Gewerkschaft. Schon was. Und dann noch ich. Easy. Ich als Blutauffrischung.
Alois Kammer: Ja, ja, wir brauchen die Jugend. – Wenn die nicht da ist, dann müssen die Kinder her. Egal wie.
Werner Kammer: Gestern für die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze, dann gegen Mauer und Stacheldraht, dann Willy wählen. Für die Notstandsgesetze, für den Extremistenerlass, aber mehr Demokratie wagen. Das war ausreichend. Das Gesetz des geringsten Aufwands. Autobahn und freie Fahrt für freie Bürger.

Alois Kammer: Junge, Junge. Das kannst du dir alles sparen. Das ist kalter Kaffee. Immerhin haben alle davon profitiert.
Werner Kammer: Ja, Bombenstimmung. – Olympische Spiele, Deutschland ist wieder Weltmeister, Farbfernsehen. – Alles hat gepasst. – Aufbruch, für mehr Lebensqualität. Kindergeld für alle.
Alois Kammer: Das bräuchten wir wieder, so was.
Werner Kammer: Leider kein Willy weit und breit.
Alois Kammer: Lassen wird das. Wir werden einfach überrollt. Uns schwimmen die Felle weg.
Werner Kammer: Uns?
Alois Kammer: Dir sind sie längst weggeschwommen. Wenn ich es recht sehe.
Werner Kammer: Deshalb bin ich ja in der Partei. Mir kann nichts passieren.
Alois Kammer: Hoffentlich.
Werner Kammer: Also? – Was noch?
Alois Kammer: Der Betrieb.
Werner Kammer: Schon gehört. – Endgültig?
Alois Kammer: Wenn sich diese Herren nichts einfallen lassen dann schon.
Werner Kammer: Die doch nicht. Warum auch. Die haben doch ihre Schäfchen im Trockenen. Denen kommt das gerade recht. Leben endgültig wie die Maden im Speck.
Alois Kammer: Aber irgendwie. Das geht doch nicht einfach so.
Werner Kammer: Wird man jetzt sentimental?
Alois Kammer: Die ganze Arbeit.
Werner Kammer: Erwacht nun die Verantwortung für die

Arbeiter? – Die laufen euch längst davon.
Alois Kammer: Trotzdem. Schadensbegrenzung. Wenigstens über die nächsten Wahlen hinausziehen.
Werner Kammer: Kollateralschaden, verstehe. Wahlen gewinnen, dann ist wieder Ruhe. – Gibt's keine Vorschläge?
Alois Kammer: Von uns? Wo denkst du hin. Das wäre der größte Fehler. Dann hätten die einen Sündenbock.
Werner Kammer: Ah. Die machen lassen. Und Solidarität mit den anderen.
Alois Kammer: Alles nur eine Frage von Strategie und Taktik.
Werner Kammer: Kommt jetzt der alte Genosse raus?
Alois Kammer: Warum nicht, wenn's hilft?
Werner Kammer: Wem?
Alois Kammer: Das, das weiß ich noch nicht.
Werner Kammer: Die Losung heißt doch: Zeit schinden. Nur Zeit schinden.
Alois Kammer: Aber mit Strategie und Taktik.
Werner Kammer: Das genügt?
Alois Kammer: Dann sieht man weiter. Punkt.
Werner Kammer: Wie wär's mit alten Verbindungen nach ganz oben. Aus der Kampfzeit sozusagen?
Alois Kammer: Wo denkst du denn hin. Dafür ist der Laden zu unwichtig und zu speziell. Dient nicht als Aushängeschild für erfolgreiche Politik.
Werner Kammer: Du meinst: für den Wiederaufbau?
Alois Kammer: Das wäre so ein Programm zum Wiederaufbau mit seinem Marshall-Plan.
Werner Kammer: Aber das amerikanische Geld habt ihr doch schon verbrannt. Oder nicht?

Alois Kammer: Die wohl uns!
Werner Kammer: Ach, das war's? – Rein und schnell wieder raus?
Alois Kammer: Richtig.
Werner Kammer: Kein Kapital mehr da? – So als Kapitalspritze?
Alois Kammer: Von wem? – Vom alten Herr? – Der hat ausgesorgt. Steckt alles in der Stiftung. Da kommst du nicht ran.
Werner Kammer: Und in Liechtenstein, nehme ich an.
Alois Kammer: Der braucht weder Liechtenstein noch Kaiman, noch Zürich. – Der hat sein eigenes Liechtenstein mit der Stiftung.
Werner Kammer: Und bei Konkurs?
Alois Kammer: Noch weniger. Tote Hand bleibt tote Hand.
Werner Kammer: Lebt dann weiter als Mäzen. Fantastisch.
Alois Kammer: Ja, alles tot.
Werner Kammer: Investitionen sind wieder angesagt. Der Staat soll Schulden machen.
Alois Kammer: Ankurbeln, ankurbeln. Die machen schon lange nichts ohne Subventionen. Und überall verlangen sie Hermes-Bürgschaften. Katastrophal.
Werner Kammer: Deshalb haben die so hohe Profite.
Alois Kammer: Was denkst du denn. Alles für die Shareholder.
Werner Kammer: Bei der Dividendenausschüttung im Promillebereich. Da kann ich nur lachen. Wo bleibt denn das ganze Geld? – Soviel bleibt dir ja auch nicht übrig?
Alois Kammer: Weiß ich's?

4. Szene
Im Direktionszimmer. Neue Sitzung

Friedrich Abele, Robert Richter, Alois Kammer, Manfred Maier

Friedrich Abele: Ein letzter Versuch. Ein endgültiger Versuch.
Robert Richter: Vorschläge, bitte.
Alois Kammer: Von uns? Da ist nichts zu holen.
Robert Richter: Wir sind doch nicht die Arbeitnehmervertreter. Oder irre ich mich da?
Manfred Maier: Jetzt kommt sowieso wieder die ganze Litanei von wegen Lohnkosten runter, Lohnnebenkosten senken, Kündigungen, Auffanggesellschaft gründen.
Alois Kammer: Wie wäre es mit neuen Produkten, mit Investitionen und intelligenten Lösungen? Oder frisches Geld durch junge Aktien?
Robert Richter: Alles Kalauer.
Alois Kammer: Ich kenne den Witz auch: „Was ist das Entscheidende bei der Knackwurst?“ – „Das N.“
Manfred Maier: Vielleicht suchen wir das Entscheidende bei der Knackwurst?
Friedrich Abele: Und das wäre?
Manfred Maier: Die Profitmaximierung.
Friedrich Abele: Wo nichts da ist, kann auch nichts maximiert werden. – Höchstens bei Ihrer Partei.
Alois Kammer: Das trifft uns nicht. – Wir waren stets kooperativ und werden es immer sein. Ich wiederhole …
Manfred Maier: Wir sitzen in einem Boot.

Robert Richter: Das haben Sie also verstanden.
Friedrich Abele: Wenn man fragen darf? – Haben Sie schon Kontakte geknüpft?
Alois Kammer: Die winken ab. Kein weiterer Bedarf an mieser Werbung. Das zieht nicht mehr bei Wahlen. – Zudem, diese paar Stimmen. Das lohnt sich nicht für die.
Robert Richter: Eher wohl: nicht mehr. Der falsche Zeitpunkt, verstehe.
Friedrich Abele: Die stehen wohl alle Schlange. Nichts geht mehr. Ohne staatliche Subvention. Nur wir gehen leer aus.
Manfred Maier. Warum? – Sie wollen doch immer Freizügigkeit, mehr Freiheit vom Staat. Weg mit den Gewerkschaften. Der Staat soll sich raushalten.
Robert Richter: Selbstverständlich. Freies Spiel der Kräfte. Mehr Selbstverantwortung des einzelnen.
Alois Kammer: Aber Verantwortung für Sie!
Friedrich Abele: Wir sind nur gegen staatliche Regulierungen.
Manfred Maier: Ach so. Der Staat als Geldquelle und als Sicherheit, wenn’s schief geht.
Robert Richter: Wo haben Sie denn das auswendig gelernt? – Die Zeit der Betonköpfe ist vorbei. – Soll uns ein Parteibonze sagen, wo’s lang geht? – Das wäre ja noch mal schöner.
Alois Kammer: Wo sind wir jetzt gelandet? – Es geht weder um Staatssozialismus, noch um Staatskapitalismus, noch um Liberalismus, es geht …
Friedrich Abele: Es geht darum: wir machen dicht …
Manfred Maier: Viel eher: wann machen Sie dicht?
Friedrich Abele: Diese Parolen führen nicht weiter. Wir befinden uns in einem Teufelskreis: Gibt es einen Ausweg? Ja oder nein.

Robert Richter: Die Gegenseite verweigert sich. – Also: nein.
Friedrich Abele: Also gut. Dann sind wir fertig. Den schwarzen Peter haben dann Sie.
Alois Kammer: Nicht so schnell. – Wer wird denn die Flinte so schnell ins Korn werfen.
Robert Richter: Aufgepasst. Jetzt spricht der Parteitaktiker.
Friedrich Abele: Wenn Sie was haben, dann raus mit der Sprache. Meine Geduld ist zu Ende. – Ich habe mich mit allem bereits abgefunden.
Manfred Maier: Das kann ich mir denken. – Herr Stiftungsvorsitzender.
Alois Kammer: Lassen wir das.
Robert Richter: Also gibt's was oder gibt's nichts?
Alois Kammer: Es gibt doch immer Möglichkeiten. – Wenn man nur will – Wir holen uns Rückendeckung.
Robert Richter: Plötzlich? – Von wem?
Alois Kammer: Allerdings …
Friedrich Abele: Allerdings?
Robert Richter: Ein Gegengeschäft? – Eine Hand wäscht die andere?
Manfred Maier: Unsere Hände sind nicht schmutzig.
Friedrich Abele: Ach was. – Sie haben doch nichts zu bieten. Dann wären Sie schon längst damit herausgerückt.
Alois Kammer: Wer weiß, wer weiß. Man muss immer einen Trumpf in der Hand behalten.
Manfred Maier: In der Hinterhand. Sonst sind wir Ihnen total ausgeliefert.
Friedrich Abele: Also. Entweder–oder!
Alois Kammer: Nunja ….

5. Szene
Im Hause Abele

Friedrich und Isolde Abele

Isolde Abele: Wie war's
Friedrich Abele: Nur heiße Luft. Reine Zeitverschwendung. Ich habe genug.
Isolde Abele: Dann können wir uns noch nicht trennen?
Friedrich Abele: Das wäre im Augenblick nicht opportun.
Isolde Abele: Das kann ich noch aushalten. – Wir haben ja sowieso nichts mehr miteinander zu tun.
Friedrich Abele: Zumindest benützt du noch den Bentley.
Isolde Abele: Mit dem Chauffeur, bitte.
Friedrich Abele: Na, also. Es geht doch.
Isolde Abele: Aber das wird dich was kosten. So einfach geht das nicht.
Friedrich Abele: Meinetwegen. – Ich will nur noch das Ende.

Isolde Abele: Aber, dass du dich von der Gegenseite so einseifen lässt. Das wundert mich schon. Wo bleibt dein Draufgängertum.
Friedrich Abele: Mir sind die Hände gebunden.
Isolde Abele (misstrauisch): Einfach so? – Wissen die etwas, was ich nicht weiß?
Friedrich Abele: Ach was!
Isolde Abele: Ich glaube, du hast dich jetzt verraten.
Friedrich Abele: Selbst wenn es so wäre. Du profitierst nicht davon. – Das gebe ich dir schriftlich. – Du kannst mich nicht

mehr reinlegen. Das war einmal.
Isolde Abele: Wer wen reingelegt hat? – Das habe ich mich schon immer gefragt. – Wer hat dir denn überhaupt Manieren beigebracht? – Nudeln, Kartoffeln. Alles hast du mit dem Messer kleingeschnippelt. – Du hast ja nur Steak gegessen, weil … – Wenn ich nur daran denke. – Spargelessen in Schwetzingen. – Mein Gott, wie peinlich war das alles. – Beim Steak warst du dir sicher. – Aber beim Würstchen fing es schon an. – Würstchen mit Messer und Gabel, nein, nein. – Und erst Muscheln und Hummer… – Ach, vergessen wir es einfach. – Du hattest von nichts eine Ahnung. – Wenn ich nicht gewesen wäre. Mein Gott.
Friedrich Abele: Das war doch alles Absicht. – Damit du auch ein Erfolgserlebnis hast … – Das verzeihe ich meinem alten Herr nie, dass er dich, so als ehemalige Stewardess, mit mir verkuppelt hat!
Isolde Abele: Ich war nicht ehemalig. – Ach, vergessen wir's. – Der alte Herr hat wenigstens Format.
Friedrich Abele: Du meinst, weil er dich herausgefischt hat. So aus der Luft?
Isolde Abele: Das sind alte Geschichten. – Hoffentlich ziehen wir bald einen Schlussstrich. – Ich lasse mich nicht mehr in den Dreck ziehen.
Friedrich Abele: Das sind wir längst angekommen.
Isolde Abele: Vor allem du mit deiner Schlampe. Da fühlst du dich wohl, was? – Hauptsache: jung.
Friedrich Abele (höhnisch): Du hast doch immer behauptet: ich könne aus jedem Dreck Gold machen. – Damals war es ein Kompliment. Nehme ich an.

Isolde Abele: Da bin ich aber gespannt. Bei dem vielen Dreck muss sehr viel Gold für mich abfallen. – Oder hast Du kein Rumpelstilzchen mehr? – Nur noch eine arme Müllertochter …?
Friedrich Abele: Wenn wir Kinder gehabt hätten, wäre alles anders verlaufen.
Isolde Abele: Mir kommen die Tränen. Wer sagte denn immer: „Später, später". – Dabei hast du doch immer etwas nebenher laufen. – Meinst du, ich habe das nie gerochen? Immer, wenn du mit einer Parfumwolke ankommst und frisch geduscht, ist mir klar: Jetzt hat er eine Neue.
Friedrich Abele: Du hast wohl in meinen Sachen herumgeschnüffelt. – So ein Misstrauen. – Und ich habe dir vertraut.
Isolde Abele: Du Verräter. Ich bin doch nicht so kleinkariert. Dir auch noch nachschnüffeln.

(Pause)

Friedrich Abele: Du bist zu allem fähig.
Isolde Abele (hält inne): Aber jetzt ahne ich was …
Friedrich Abele: Doch, doch. Von Anfang an war der Wurm drin. Dein Misstrauen, Deine Eifersucht …
Isolde Abele: Nicht ablenken, nicht ablenken. Ah, jetzt weiß ich's. Du hast Kinder von den anderen! – Jawohl. Das kann doch gar nicht anders sein, bei unserem Geschlechtsleben. – Du Schwein. Dafür wirst Du mir büßen. – Das prophezeie ich Dir.
Friedrich Abele: Das stimmt doch alles nicht. Ich habe Tag und Nacht geackert. Für uns, für unsere Familie.

Isolde Abele: Davon lasse ich mich nicht abbringen. – Nein, nein. – Das kannst Du jemandem anderen erzählen.
Friedrich Abele: Das ist der Dank! – Wie kommst du überhaupt dazu …
Isolde Abele: … Du willst doch nicht behaupten, dass du schwul bist? – Alles nur ein Versteckspiel – Das wäre noch erträglich. – Damit könnte ich noch leben. – Aber so, nein.
Friedrich Abele: Du verstehst das alles nicht.
Isolde Abele: Ich verstehe sehr gut. Jetzt weiß ich alles. – Wie konnte ich nur so …
Friedrich Abele: … berechnend sein?
Isolde Abele: Ja, ich rechne jetzt. Wie viel sind es: eins, zwei, drei oder fünf? – Sag schon!
Friedrich Abele: Ich leugne alles.
Isolde Abele: Das kannst du nicht mehr. – Deine natürlichen Kinder schlagen zurück. – Sie sind gleichgestellt. – Können jetzt ran ans Erbe. – Das kann ja heiter werden. – Deshalb zitterst du so. – Und immer dieses Geschwätz vom Ende. – Deshalb willst du Zeit gewinnen: „Up, up and away." – „Und nach mir die Sintflut!" – Du Feigling. – Wie erbärmlich, das Ganze.
Friedrich Abele: Das ist alles nicht so wie du denkst.
Isolde Abele: Wie denke ich denn? – Wie denke ich denn? – Alles ist so erbärmlich. Das denke ich.
Friedrich Abele: Du hattest auch deinen Spaß, deine Freiheiten …
Isolde Abele: Aber Kinder, Kinder – die nicht von mir sind. – Die werden mich rausschmeißen. – Jetzt ist alles klar und deutlich. (bekommt einen hysterischen Anfall, greift zur Flasche etc., Friedrich Abele macht sich aus dem Staub)

6. Szene
Im Chefzimmer

Friedrich Abele, Robert Richter, Sekretärin

Friedrich Abele: Richter soll kommen. Ist er schon im Haus?
Sekretärin: Wird sofort erledigt.

(Richter tritt ins Zimmer.)

Robert Richter: Was gibt's? – Latest news? – Fortschritte?
Friedrich Abele: Ach was. – Sie hat's rausgekriegt.
Robert Richter: Wie denn? – Detektiv?
Friedrich Abele: Eingebung oder ein Geistesblitz, was weiß ich.
Robert Richter: Dumm gelaufen. – Vielleicht auch nicht. Allerdings hat sie jetzt Klarheit. – Das ist auch positiv. – Wenn das Ende naht, klärt sich alles auf.
Friedrich Abele: Das kann ich jetzt am allerwenigsten brauchen.
Robert Richter: So schlimm ist es nicht. – Vergiss die Stiftung nicht. Da kommt niemand ran.
Friedrich Abele: Ja, ja. Alles klar. Stiftung als Black Box. Wie bei meinem Bentley. Da weiß auch niemand mehr wie der funktioniert.
Robert Richter: Aber er funktioniert. So wird es auch weitergehen.
Friedrich Abele: Wir haben das nicht richtig gemacht. Das war nur eine halbe Sache.

Robert Richter: Du kannst jetzt nicht anfangen zu jammern, dass du keine Familienstiftung angehängt hast. – Schon wegen Deiner Gattin.
Friedrich Abele: Das war auch richtig. Das meine ich auch nicht.
Robert Richter: Privat bleibt privat. Auch im Geschäftsleben.
Friedrich Abele: Damit bin ich bisher gut gefahren.
Robert Richter: Was dann?
Friedrich Abele: Wir hätten eine Stiftung mit allem drum und dran machen sollen. Stiftung & GmbH & Co. & KG. undsoweiter.
Robert Richter: Damals waren wir zu klein, als die Großen das mit der Regierung ausgehandelt haben.
Friedrich Abele: Die sind nun aus dem Schneider. Hauseigene Bank. – Die können sich selbst versorgen. Brauchen niemand mehr.
Robert Richter: Autark. – Wir profitieren trotzdem davon.
Friedrich Abele: Das wäre ja schlimmer, noch dümmer zu sein. – Viel schlimmer ist das mit den Kindern. – Damals gleich ausbezahlt. Alles abgegolten. Und nun diese Gleichstellung von ehelich und unehelich. Das ist schon …
Robert Richter: Eine Kränkung. Wenn einem die Vergangenheit in der Weise einholt.
Friedrich Abele: Wenn das Private nicht mehr privat bleibt.
Robert Richter: Das wird doch ausgeglichen. Mit diesem Verbot des Vaterschaftsnachweises. – Deine Ex sind doch alle verheiratet. Deine Kuckuckseier längst adoptiert. Das ist gegessen.

Friedrich Abele: Du hast keine Ahnung. Das bricht alles wieder auf. Die werden bald erwachsen.
Robert Richter: Dann müssen halt deine Ex die Klappe halten.
Friedrich Abele: Wenn es ums Geld geht? – Im Gegenteil, die wittern Morgenluft.
Robert Richter: Rache? – Na ja, bei den Versprechungen.
Friedrich Abele: Ich habe zu ihnen immer gesagt: „Es wird schlecht ausgehen." – „Ich werde mich nie scheiden lassen." – Und, das wäre nicht wenig, so auf einen Schlag. – Diese Ansprüche.
Robert Richter: Dann kannst du froh sein, wenn wir alles liquidieren. Schlag auf Schlag. Jetzt sofort.
Friedrich Abele: Das ist viel zu kurzsichtig. Da wird mir vielleicht noch ein betrügerischer Bankrott draus gedreht. Das geht viel zu schnell. – Zudem haben wir noch zuwenig Schulden gemacht. – Das muss bis zum letzten ausgereizt werden.
Robert Richter: Damit kommen wir der Gegenseite entgegen. So wegen guter Stimmung bis zu den Wahlen. Die wollen auch noch ihr Süppchen kochen.
Friedrich Abele: Wenn auch nur aus dem Beutel. – Denen kommt diese Zitterstimmung entgegen.
Robert Richter: Profitschlagen aus Hoffen und Bangen. Wenn man schon kein Kapital hat.
Friedrich Abele: Vor allem: Lassen wir die ab jetzt draußen.
Robert Richter: Das wird ihnen sowieso recht sein. – „Wir haben von nichts gewusst", werden sie dann herumkrakeelen.
Friedrich Abele: In diesem Falle sollen sie Recht haben. Nicht wahr nicht?

7. Szene
Rechtsabteilung

Carl Sohl, Bernd Obermüller, Matthias Ruhnberg

Carl Sohl: Was munkelt man?
Bernd Obermüller: Der Alte soll kommen!
Matthias Ruhnberg: Welcher Alte?
Carl Sohl: Doch nicht der ganz Alte?
Bernd Obermüller: Doch: der Überlebende des Untergangs!
Matthias Ruhnberg: Der ist doch schon uralt. Dass der überhaupt noch lebt?
Carl Sohl: Der hat das alles gedeichselt. Zusammen mit Schlacht und Kabsel und Co.
Bernd Obermüller: Doch nicht der Eremit aus dem Freischütz?
Carl Sohl: Was? – du in der Oper?
Matthias Ruhnberg: Freikarten? – Von wem hast du die gekriegt?
Bernd Obermüller: Na, nun – von der Isi, von der Isolde halt.
Carl Sohl: Sag' nur. Du hast was mit der. Wie bist Du an die herangekommen?
Bernd Obermüller: Sie war halt mal da. Hat sich verirrt. Suchte ihren Alten.
Matthias Ruhnberg: So kann man's auch nehmen.
Carl Sohl: Immer auf der Pirsch.
Bernd Obermüller: Was soll's. Sie langweilt sich. – Mit mir ist es auch unverdächtig.
Carl Sohl: Ist die aber naiv.

Bernd Obermüller: Das ist ihr doch egal.
Matthias Ruhnberg: Das ist doch momentan uninteressant. – Also? Was soll der Spengler. Der hat doch keine Ahnung mehr.
Carl Sohl: Glaubst du? Wenn du dich da nicht täuschst. – Die Macht der Vergangenheit …
Bernd Obermüller: Frei nach Friedrich Schiller: „Glaubtet ihr der Löwe schlief, weil er nicht brüllte?"
Matthias Ruhnberg: Hör doch schon auf. – Es reicht, wenn wir jetzt wissen, dass du ein Verhältnis mit der Alten hattest. Das bringt dir auch nichts. – Denn du bist ja augenscheinlich noch hier. – „Außer Spesen, nichts gewesen" – kann ich nur sagen.
Bernd Obermüller: Also der Spengler – und? Was war da?
Carl Sohl: Das war doch der, der die Kleinbauern in Ostpreußen austrickste. Das haben dann die Junker alles kassiert. Und die waren dann völlig verarmt. – Wieder leibeigen wegen den großartigen Nazis. – Die eigenen Bauern linken. Schon gran-dios-national.
Matthias Ruhnberg: Da war er nicht dabei.
Bernd Obermüller: Wie immer.
Matthias Ruhnberg: Doch, wirklich. Er war dabei als man die besetzten Gebiete ausraubte – ohne Raub.
Bernd Obermüller: Wie denn?
Matthias Ruhnberg: Durch Änderung des Wechselkurses. Statt eins zu eins, zehn zu eins. Was meinst du, wie schnell die arm geworden sind.
Bernd Obermüller: Aber mit Frankreich, Holland, Belgien ging das doch nicht. Nur im Osten?
Matthias Ruhnberg: Haja. Da machte man Schulden über Schulden. Die Nazis kauften und kauften. Die Franzosen

freuten sich – Absatz, Expansion, Produktion. – Und die Nazis zahlten nichts.
Carl Sohl: Das kommt mir irgendwie bekannt vor.
Matthias Ruhnberg: Sein größter Coup war das mit den Göring-Werken. Wirklich genial. Arisierung und Germanisierung der Fabriken. – Da fehlte aber trotzdem Kapital. Die Partei wollte auch was Kapitalistisches, nicht immer bloß anschaffen.
Bernd Obermüller: Und da kam Spengler?
Matthias Ruhnberg: Klar. Mit dem einfachsten Trick.
Carl Sohl: Wie immer.
Bernd Obermüller: Warum?
Matthias Ruhnberg: Die Konkurrenz musste Aktien vom Göring-Konzern abnehmen, zwangsweise. So kam Kapital rein und mit dem Kapital war man konkurrenzfähig.
Carl Sohl: Das war wirklich genial.
Bernd Obermüller: Denn jetzt hatten sie die Wahl: entweder die Konkurrenz zu schlucken …
Matthias Ruhnberg: Aber mit Maßen. Denn, wenn die Konkurrenz weg ist, ist auch die Geldquelle weg.
Carl Sohl: Und die Konkurrenz durfte sich glücklich schätzen, am Leben zu bleiben.
Bernd Obermüller: Der Kampf ums Dasein muss erhalten bleiben, sonst ist es kein Kampf mehr. Man wünscht sich einen starken Gegner, damit man stärker wird. Ganz Nazi-Weltanschauung. – Vernichtet werden nur die Schwachen.
Carl Sohl: Da war ja auch nichts zu holen.
Matthias Ruhnberg: Jedenfalls, wenn die Gewinne nicht mehr sprudelten, holte man sich wieder Geld via Aktien von der Konkurrenz.

Bernd Obermüller: Dann wussten ja die Konkurrenten nicht mehr, was sie tun sollten. Die waren ganz schön in der Klemme.
Matthias Ruhnberg: Darin bestand ja Spenglers Genialität.
Carl Sohl: Ja, warum denn?
Matthias Ruhnberg: War die Konkurrenz besser als der Partei-Konzern, durfte sie Göring-Aktien kaufen. Waren die Konkurrenten am absaufen, wurden sie eingesackt. – So einfach war die Geschichte. Das alles zum Wohle der Reichsidee.
Carl Sohl: Und du meinst, das machen die jetzt noch einmal?
Matthias Ruhnberg: Warum nicht, hat sich doch bewährt.
Bernd Obermüller: Heute doch nicht mehr. Völlig unmöglich. Bei der Verflechtung, bei der Presse, bei …
Matthias Ruhnberg: Abwarten, abwarten. Mal sehen. – Ich bin selbst gespannt.

8. Szene
Im Hause Kammer

Alois Kammer, Ehefrau Barbara, Sohn Werner

Alois Kammer: Sie machen dicht. – Wir haben gewonnen! – Und das alles ohne uns. Besser konnte es nicht kommen.
Werner Kammer: Ohne uns? – Das können sie nicht machen. – Gewonnen? Warum denn?
Alois Kammer: Du musst noch viel lernen. – Die Banken werden nicht einsteigen. – Bei den Schulden. – Da fällt nichts für sie ab.
Werner Kammer: Aber, die saßen doch früher drin.
Alois Kammer: Nun sind sie halt draußen. Und sehen zu – wie's läuft. Die warten ab. Die kommen erst wenn alles in Butter ist.
Werner Kammer: Da haben sich zu viele die Finger verbrannt. So beim New Business?
Alois Kammer: Sieh Dir die Aktienkurse an. – Vor allem, das ist noch nicht vorbei. Da wird noch einiges hochkochen.
Werner Kammer: Die sitzen auf ihrem Geld wie Onkel Dagobert.
Alois Kammer: Ja, die baden oder werden vielmehr badengehen. – Weil sie auf ihren Immobilien sitzen bleiben. Völlig überwertet. – Diese Fonds, reine Luftnummern. – Damit wollen sie sich rausziehen.
Werner Kammer: Das ist mir auch aufgefallen. Diese ganzen Bürogebäude: alle leer, in bester Lage. Und die bauen kräftig weiter.

Alois Kammer: Die verhüllen den leeren Raum. Damit niemand sieht, dass nichts drin ist.
Werner Kammer: Warum bauen die einfach weiter?
Alois Kammer: Meinst du die Baugesellschaften hören plötzlich auf? – Nur weil sich die Banken verspekuliert haben? – „Hohe Rendite": das wird ein Fest, genauer ein Richtfest. – Wie die sich die Hände gerieben haben. Das bezahlen alles die Mieter. – Was interessiert das uns? Bedarfsdeckung war gefragt, Bedarfsdeckung.
Werner Kammer: Die Mieter sind weg. Vom Erdboden verschluckt. – Aber, warum muss da keiner zurücktreten, warum wird da keiner geschasst?
Alois Kammer: Ganz einfach. Dann käme der Schlamassel raus.
Werner Kammer: Was bleibt dann übrig?
Alois Kammer: Den Banken? – Die, die noch relativ gut dastehen. Die, die noch was in der Kasse haben? Ganz einfach, die den Größenwahn nicht mitgemacht haben, werden geschluckt.
Werner Kammer: So eine Art Säureverdünnung auf hohem Meer.
Alois Kammer: Mit homöopathischen Dosen ist da nichts mehr. Die Verluste bringen manchen See zu kippen, dann ist das eine reine Konkursmasse.
Werner Kammer: Wie das? – Also die, die noch was hatten, werden kassiert. Von jenen, die nichts haben. Das Kapital wird transferiert, die Schulden vergrößert.
Alois Kammer: Und die einst reiche Bank ist plötzlich arm …
Werner Kammer: Und wird liquidiert.
(Barbara Kammer kommt hinzu.)

Barbara Kammer: Wieso haben wir gewonnen, wenn sie die Fabrik dicht machen?
Alois Kammer: Weil sie uns aus den Beratungen ausschließen. Sie machen die Schotten dicht. – Ohne uns. Wir sind draußen.
Werner Kammer: Deshalb braucht ihr auch keine Verantwortung übernehmen.
Barbara Kammer: Aber ihr müsst doch wissen, was vor sich geht.
Werner Kammer: Das haben die unseren doch nie gewusst.
Alois Kammer: Die spielen auf Zeit, um ihre Sachen zu ordnen.
Werner Kammer: Du meinst wohl: verschwinden lassen.
Alois Kammer: Das ist mir egal. – Wir brauchen Zeit – bis zu den Wahlen. Bis dahin darf nichts passieren.
Barbara Kammer: Du denkst wohl überhaupt nicht mehr an die Arbeiter. Ihre Familien, ihre Kinder.
Werner Kammer: Kinder? – So viele gibt's auch wieder nicht. Und bei dem Kindergeld. – Ich sage nur: „Kindergeld für alle, – nach dem Gleichheitsgrundsatz, – ob arm oder reich." – Dann den unseren. Also, die sind alle versorgt.
Barbara Kammer: Aber denk' doch mal, was die heute alles brauchen.
Werner Kammer: Klar, Computer im Kinderzimmer. Damit sich die Alten nicht mehr um sie kümmern müssen. Da läuft sowieso den ganzen Tag die Glotze.
Barbara Kammer: Die müssen sich halt informieren. Ich schau auch gern fern.
Werner Kammer: Nämlich für die Alten volkstümliche Hitparade, dann bayrische Volksmusik, der Musikantenstadl, Volksmusik im Winter, Volksmusikanten auf Fahrt. – Für die lieben Kleinen ein ganzer Kanal. Das nennt man Volksfürsorge.
Barbara Kammer: Aber dieser Typ da. Der ist doch ganz schön frech. Und sagt's, wie's ist. Der haut doch richtig rein.
Werner Kammer: Diese Typen sind die schlimmsten. Ekelhaft. Diese Käseschmiere, dieser Sexismus. Da kann ich nicht lachen. Absolut primitiv.
Barbara Kammer: Aber der ist doch so witzig, so spontan.
Werner Kammer: Ach was, alles inszeniert. Kein einziges Wort stammt von dem selbst. Der muss diesen Dreck nicht mal auswendig lernen. Der liest einfach vom Teleprompter ab.
Barbara Kammer: Da bin ich aber enttäuschst.
Werner Kammer: Von dem?
Barbara Kammer: Nein, von dir! – Du musst einem alles kaputt machen. Muss das denn sein. Immer machst du alles runter
Werner Kammer: Habe ich da nicht Recht?
Barbara Kammer: Nein, natürlich nicht. Die müssen hart arbeiten.
Werner Kammer: Nur bis sie so weit waren … im Arschkriechen.
Alois Kammer (wie abwesend): Mir ist das sowieso egal, mittlerweile. Die sind eh schon alle ausgetreten. Die Arbeiter wollen mit uns nichts mehr zu tun haben.

9. Szene
Im Direktionszimmer

Otto Spengler, Friedrich Abele, Robert Richter

Otto Spengler: Nun meine jungen Freunde. Oder sollte ich sagen: alte Kämpfer?
Friedrich Abele: Zuviel der Ehre. So alt sind wir auch wieder nicht.
Otto Spengler: Auch recht. Keine Unternehmensberater mehr? – Wo sind die Investoren? – Die fernen Freunde?
Robert Richter: Aus mit Global Player. Am Ende.
Friedrich Abele: Wir wollen doch den Teufel nicht an die Wand malen.
Otto Spengler: Weil er schon hier war, haha? – Sind wieder die alten Hausrezepte gefragt? Wie?
Friedrich Abele: Wenn sie wirken! Dann schon.
Robert Richter: Abwarten … Zigarre?
Otto Spengler: Aber immer. Hoffentlich Cohiba? Dazu einen guten alten Zwetschgenschnaps zum Aufwärmen.
Friedrich Abele (für sich): Der qualmt mir jetzt die ganze Bude voll.
Robert Richter: Feuer?
Otto Spengler: Wo Rauch ist, da ist auch Feuer.
Friedrich Abele: Hoffen wir es.
Otto Spengler: Zur Sache. Kann's mir schon denken. Sieht ein Blinder.
Robert Richter: Das ist etwas schwieriger als man denkt.
Otto Spengler: Das kann ich mir nicht vorstellen. Wenn's

schwierig wäre, das Ganze – würde es nicht funktionieren.
Friedrich Abele: So? – Vielleicht war es doch ein Fehler, Sie zu holen.
Otto Spengler: Sie meinen: zu alt? – Für so was ist man nie zu alt.
Robert Richter: Sie haben doch keine Kontakte mehr.
Otto Spengler: Ich brauche auch keine. Sie brauchen mich, wenn ich das richtig verstanden habe. – Nicht ich Sie! – Noch einen – ich bediene mich selbst (greift zur Flasche und schenkt sich ein.) – Also? – Was wollen Sie tun? – Oder einfacher: was wollt ihr tun, meine Freunde – Prosit. (trinkt)
Robert Richter: Santé.
Otto Spengler: Wie bitte? – Ich überlebe noch alle.
Robert Richter (für sich): Das wäre nicht das erste Mal.
Otto Spengler: Der Herr ist so witzig. – Aber es freut mich, dass er mich noch im Gedächtnis hat. (Pause) Ihr wusstet ja alles besser. Dabei haben wir doch die Grundlagen gelegt. Für das alles.
Robert Richter: Und jetzt haben wir den Salat.
Otto Spengler: Für das sind wir nicht verantwortlich zu machen.
Friedrich Abele: Bitte zurück in die Gegenwart. Wir verlieren nur Zeit.
Otto Spengler: Ich rauche gern noch eine. – Vergangenheit? Warum nicht? Das macht mich erst angriffslustig. Mit der Vergangenheit jung bleiben, nicht mit der Zukunft. Mit der Vergangenheit, mein Lieber.
Friedrich Abele: Also, wir wollen doch sachlich bleiben.
Otto Spengler: Bin ich immer gewesen (trinkt noch einen

Schnaps). – Wisst ihr, was mein Lieblingsstück immer war? Ihr habt ja keinen Sinn mehr für Kunst.
Robert Richter: Aber Sie!
Otto Spengler: Ganz richtig. Es war – die Kunst der Fuge! – Schon mal gehört?
Friedrich Abele: Auch schon gehört. Stellen Sie sich das mal vor.
Otto Spengler: Also, die Kunst der Fuge. Diese Durchführungen. Auf Biegen und Brechen, egal wie es klingt. – Keine Konzession. Streng mathematisch. Bis zum Ende. – Das ist Sachlichkeit. Nichts anderes. – Auf Biegen und Brechen, kontrapunktische Arbeit. Ohne Zucker, ohne Nebel.
Robert Richter: Der reine Alkohol.
Otto Spengler: Richtig, richtig, mein Junge. – Prosit (hebt das Glas und trinkt).
Friedrich Abele: Hoffentlich müssen wir jetzt nicht aufs Neujahr warten.
Otto Spengler: Ich glaube nicht, dass Sie Neujahr noch erleben werden. So wie es steht.
Robert Richter: Selbstverständlich ist es dringend.
Otto Spengler: Das ist schon der erste Fehler. Man muss Geduld haben. Warten, warten.
Friedrich Abele: So weit sind wir auch schon.
Robert Richter: Aber danach?
Otto Spengler: Abwarten.
Friedrich Abele: Das dauert mir dann doch zu lange.
Otto Spengler: Das ist schon der zweite Fehler.
Robert Richter: Die Schulden werden immer größer. Wenn wir abwarten.

Otto Spengler: Das wollen Sie doch, wenn ich mich nicht irre. Das ist doch so klar wie dieser Schnaps hier. – Prosit.
Friedrich Abele (hüstelt): Bald sind wir bei einer Schnapszahl angekommen.
Otto Spengler: Sie brauchen nicht so ausdrucksvoll zu hüsteln, junger Freund.
Robert Richter: Das wird sich jetzt aber ziehen.
Otto Spengler: Sie meinen: bis ins Tausendjährige Reich? – Immer witzig, immer witzig, der junge Freund, brav. – Bald kommen wir der Sache näher.
Friedrich Abele: Dem tausendjährigen Reich? – (fassungslos) Das darf doch nicht wahr sein.
Robert Richter: Sollten wir nicht abbrechen?
Friedrich Abele: Wenn ich das geahnt hätte.
Otto Spengler: Was einmal prächtig geklappt hat –
Robert Richter: Aber nur für kurze Zeit.
Otto Spengler: Alles ist kurzfristig. – Haben Sie schon eine Anleihe gezeichnet, die hundert Jahre läuft?
Robert Richter: Bestimmt nicht.
Otto Spengler: Na, also. Schon näher an der Sache, schon näher.
Friedrich Abele: Wir brechen besser ab. Es war ein Fehler. Entschuldigen Sie.
Otto Spengler: Es hat mich gefreut. Beim nächsten Mal, bitte auch eine Kleinigkeit zum Essen. – Mein Magen, versteht ihr?
Robert Richter: Es gibt wahrscheinlich kein nächstes Mal.
Otto Spengler: Da bin ich anderer Meinung, meine jungen Freunde. – Ihr habt doch nicht im Ernst geglaubt, dass ich komme und alles rauslasse?

Friedrich Abele: Nein, sicherlich nicht.
Otto Spengler: Ich habe mich prächtig unterhalten. Hört Bach, Bach und noch einmal Bach. Aber nur die Fugen. – Ich weiß jetzt, worum es geht. Also. – Ach, eine Cohiba nehme ich noch mit.

(Spengler ab, Abele und Richter allein.)

Robert Richter: Also?
Friedrich Abele: Er hat eigentlich Recht. Damit müssen wir leben.
Robert Richter: Mache ihm einfach ein Angebot.
Friedrich Abele: Es gibt keinen anderen.
Robert Richter: Aber lass dir Zeit.
Friedrich Abele: Das hast du schon von ihm gelernt? – Dann muss was dran sein.

10. Szene
Rechtsabteilung

Carl Sohl, Bernd Obermüller, Matthias Ruhnberg

Carl Sohl: Passiert was?
Bernd Obermüller: Nichts!
Matthias Ruhnberg: Der Alte hat denen die Bude eingeräuchert ist gegangen.
Carl Sohl: Der Spengler ist nicht zu unterschätzen. Der hat was!
Bernd Obermüller: Alter Trick, nichts weiter.
Matthias Ruhnberg: Du würdest doch auch nichts umsonst machen. Oder?
Bernd Obermüller: Der lässt sie zappeln. Bernd Obermüller:
Carl Sohl: Vielleicht wollte er auch nur auskundschaften …
Matthias Ruhnberg: Für wen? Für die Amerikaner? Die sind doch längst über alle Berge.
Bernd Obermüller: Für die Russen. Russen-Mafia. Die steigen doch schon in die Fußballklubs ein.
Carl Sohl: Ach was. Das sind doch alles Märchen, Wintermärchen. – Wenn überhaupt, dreht der sein eigenes Ding. Der Spengler braucht nichts. Der hat doch die Banken im Rücken.
Matthias Ruhnberg: Schaut doch mal raus: die Türme da.
Bernd Obermüller: Die Türme zu Babel.
Carl Sohl: Eher Symbol der Wohnraumvernichtung. – Wohnraum für Arbeitsplätze. Dafür eine Mords–Skyline. Wie in New York.

Bernd Obermüller: Aber nur zum Anschauen. Ich wohne im Keller.
Carl Sohl: Ganz unten? – Das darf aber niemand wissen.
Bernd Obermüller: Mehr ist nicht drin. – Alles unbezahlbar.
Matthias Ruhnberg: Das war Absicht. Steigende Mieten, steigende Einnahmen, steigende Türme.
Carl Sohl: Ich kann dich beruhigen. Mir geht es auch nicht besser. Aber dafür sind wir mobil. Heute hier, morgen dort. In eine Schachtel passt alles rein. – Scheiß Leben.
Bernd Obermüller: Auf alle Fälle haben die ein funktionierendes Wohnviertel plattgemacht. Alles um die Jahrhundertwende gebaut. Hohe Decken, große Zimmer, wie man es sich vorstellt.
Carl Sohl: Kommt jetzt der Architekt in dir hoch? – (ironisch) Ich weiß, alles mit handgeschnitzten Kachelöfen. Die Zimmer wurden nie richtig warm.
Bernd Obermüller: Das hätte man richten können.
Matthias Ruhnberg: Da hätten sich die großen Bautiger gefreut. – Lauter Kleinzeug – fürs Kleingewerbe um die Ecke. – Nichts für sie.
Bernd Obermüller: Klotzen statt kleckern. Ja, ja, denen hatte man die Aufträge versprochen. Gingen bald pleite. – Und jetzt diese Energieschleudern.
Carl Sohl: Wer wird denn gleich so kritisch sein.
Bernd Obermüller: Und der Gipfel: dieser kreisende Laserstrahl.
Matthias Ruhnberg: Das wachende Auge Gottes, das alles sieht.
Carl Sohl: Ich dachte, das war so ein Dreieck. – Das gibt es

auch bei der anderen Bank, sogar beleuchtet.
Matthias Ruhnberg: Der Spengler bringt die Banken rein.
Carl Sohl: Dann läuft der Laden wieder. Wartet es ab.
Bernd Obermüller: Aber die machen auch nichts umsonst. Die wollen sicherlich den Schuldenberg nicht abbauen.
Matthias Ruhnberg: Warum auch? – Schulden werfen Profit ab.
Carl Sohl: Der Laden wird wieder in Fahrt kommen.
Bernd Obermüller: Nehme ich mal an.

11. Szene
In einer Kneipe

Werner Kammer, Gerd „Django“ Kischke

Werner Kammer: Mensch, was machst du denn hier. So ein Zufall.
Gerd „Django“ Kischke: Hab mich verirrt.
Werner Kammer: Das kann ich mir vorstellen.
Gerd „Django“ Kischke: Lass mich doch in Ruhe. Willst mich anmachen. Forget it.
Werner Kammer: Komm, sei doch nicht so. Früher warst du auch nicht so. Damals hast du jeden angequatscht.
Gerd „Django“ Kischke: Früher, früher. Was soll das? – Immer früher, früher.
Werner Kammer: Bist du nicht an der Uni? – Politische Wissenschaft oder Soziologie?

Gerd „Django“ Kischke: Doch, doch, täglich. – In der Mensa. Essensausgabe.
Werner Kammer: Immer an der Basis bleiben.
Gerd „Django“ Kischke: So kann man's auch nennen. Hei, und du? – Hat dich dein Alter endlich untergebracht? – Bestimmt schon Gattin und süße Kinder. Sicherlich ein Pärchen: Moritz und Laura, Jacob und Anna.
Werner Kammer: Ganz ruhig, schön ruhig bleiben. Warum denn gleich so aggressiv?
Gerd „Django“ Kischke: Weil ich so nach Geschmacksverstärker stinke. Ich kriege diesen Geruch nicht mehr aus der Nase. Geht durch und durch. Mir schmeckt nichts mehr.
Werner Kammer: So lange du noch selber drehst. Deine Schwarzen. Geht's wohl noch. – Komm ich spendiere dir einen. Wie immer: Schorle, weiß-sauer?
Gerd „Django“ Kischke: Schon lange nicht mehr. Bier reicht. Das macht wenigstens dumpf.
Werner Kammer (ruft Bedienung): Bedienung: ein Bier. Hefeweizen, hell. Und für mich ein Barbera. – Barolo gibt's doch nur in Flaschen, oder? – Also dann: einen Barbera.
Gerd „Django“ Kischke: Oho, man kennt sich inzwischen aus. – Also doch großer Aufstieg. – Und dein Alter?
Werner Kammer: Immer noch Bier.
Gerd „Django“ Kischke: Der bleibt sich wenigstens treu.
Werner Kammer: Ja, und?
Gerd „Django“ Kischke: Ach, lass mich doch in Ruhe.
Werner Kammer: Komm, sei doch nicht so.

Gerd „Django“ Kischke: Ich will dir nur sagen, wenn du mir das früher vorausgesagt hättest, wie es heute aussieht. Ich hätte dich für verrückt erklärt.
Werner Kammer: Da kann ich dir nur zustimmen. Aber anders als du denkst.
Gerd „Django“ Kischke: Die vielen Arbeitlosen?
Werner Kammer: Warum? Das Sozialsystem funktioniert doch. Es gibt auch Gewinner. Nur siehst du sie nicht.
Gerd „Django“ Kischke: Das kann man wohl sagen. Sind alle geflüchtet.
Werner Kammer: Du leidest unter Realitätsverlust. War schon immer so.
Gerd „Django“ Kischke: Warum quatschst du mich dann an?
Werner Kammer: Sehe es so: Ich wollte dir ein Bier bezahlen.
Gerd „Django“ Kischke: Soll ich mich bei Dir dafür bedanken? – Nein, danke. Verschwinde!
Werner Kammer: Das trifft mich nicht mehr.
Gerd „Django“ Kischke: Das kann ich mir denken.

(Pause)

Werner Kammer: Du warst doch früher so aktiv.
Gerd „Django“ Kischke: Engagiert, nicht aktiv.
Werner Kammer: Dann halt engagiert. Sartre und so.
Gerd „Django“ Kischke: Nichts mehr übrig.
Werner Kammer: Alles weg?
Gerd „Django“ Kischke: Hoffentlich.
Werner Kammer: Früher hat das mal anders geklungen.
Gerd „Django“ Kischke: Du mit deinem „Früher“. – Du sitzt

jetzt bestimmt im warmen Nest und sprichst von früher. – Was soll das eigentlich? Früher, war doch alles die gleiche Sauce.
Werner Kammer: Aber vor fünf Minuten hast du erklärt, dass früher …
Gerd „Django" Kischke: Ich habe gesagt, dass niemand die Entwicklung ahnte. Nicht, dass früher der ganze Quark anders war.
Werner Kammer: Du hast doch stundenlang monologisiert. Man hätte meinen können, der Weltgeist persönlich…
Gerd „Django" Kischke: Der Weltgeist? – Was weißt du davon. – Hau doch ab.
Werner Kammer: Du bist aber gesprächig. – Lass uns einfach einen heben und Schluss.
Gerd „Django" Kischke: Wenn es dir ein Bedürfnis ist. Habe ohnehin nichts anderes zu tun.
Werner Kammer: Na, also. Komm.
Gerd „Django" Kischke: Aber hör' mir auf mit „früher". Klar?
Werner Kammer: War's so schlimm?
Gerd „Django" Kischke: Ich habe gesagt: hör auf!

(Pause)

Werner Kammer: Das macht mich jetzt erst neugierig. Was war denn?
Gerd „Django" Kischke: Nichts war, das war alles.
Werner Kammer: Ihr habt doch euch tagelang verkrochen. – Gelesen, gelesen, diskutiert. – Kaderbildung und so. – Klassenbewusstsein schaffen.

Gerd „Django" Kischke: Genau das, – war der Fehler.
Werner Kammer: War es ein Fehler oder eine Illusion?
Gerd „Django" Kischke: Das war der Fehler! – Eindeutig.
Werner Kammer: Was war falsch? – Die Anfänger mussten die blauen Bücher, die Berufsrevolutionäre lasen die braunen.
Gerd „Django" Kischke: Eben, das war falsch.
Werner Kammer: Was in den Büchern steht? – Marx, Engels, Lenin, sogar Stalin. Die ganze Reihe: Lukàcs, Bloch, Marcuse, Korsch …
Gerd „Django" Kischke: Du kennst noch die ganze Liste.
Werner Kammer: Irgendwie war das doch beeindruckend. Muss ich zugeben. – Hörte sich anders an als Sokrates, Platon, Aristoteles.
Gerd „Django" Kischke: Immerhin haben die dann die Stellen bekommen. Mussten nicht mal eine richtige wissenschaftliche Leistung erbringen. Dreißig Seiten Seminararbeit genügten und drin waren sie. – Für immer und ewig. Konnten nicht mal einen vollständigen Satz ausspucken.
Werner Kammer: Meinst du, da hat sich was verändert? – Heute müssen die nicht mal was vorlegen. Die mit ihren Connections.
Gerd „Django" Kischke: Gerade du als Parteimitglied weißt es ja am besten.
Werner Kammer: Aber so übel war es dann doch nicht …
Gerd „Django" Kischke: Wir machten die Krawalle. Entlarvten die Altnazis, die Reaktionäre. Wollten Prüfungen abschaffen. Diesen ganzen Zirkus.
Werner Kammer: Und die Gegner handelten blitzschnell. Besetzten die Brückenköpfe.

Gerd „Django“ Kischke: Komm, kalter Kaffee. Längst vorbei. – Das war’s auch nicht.
Werner Kammer: Für euch fiel doch auch was ab. So schlimm kann es nicht gewesen sein. – Aber, was war es dann?
Gerd „Django“ Kischke: Eben das Persönliche. Das war einfach mies.
Werner Kammer: Ich verstehe gar nichts.
Gerd „Django“ Kischke: Kannste auch nicht.
Werner Kammer: Komm, raus mit der Sprache. Es ist ja vorbei.
Gerd „Django“ Kischke: Aber vorher noch ein Bier. Damit sich’s für dich lohnt.
Werner Kammer: In Erinnerung, – an früher.
Gerd „Django“ Kischke: Du – ich hör gleich auf.
Werner Kammer: Also?
Gerd „Django“ Kischke: Einfach diese gruppendynamischen Prozesse: Wir ackerten, versuchten die Wälzer zu knacken. Und der Ali – du kennst ihn doch?
Werner Kammer: Klar, der ist doch schon lange Prof in Berlin.
Gerd „Django“ Kischke: Ich weiß in Berlin und zig Gastprofessuren. Überall.
Werner Kammer: Ja, und?
Gerd „Django“ Kischke: Und solche Figuren wie der Ali. Die waren alle so. Hatten keinen blassen Dunst, machten aber uns fertig. Selbst strohdumm. Ließen sich alles vorkauen, so mit …
Werner Kammer: So mit Profitrate, Mehrwert, Tauschwert, ursprüngliche Akkumulation?

Gerd „Django“ Kischke: Denkste. Dafür waren die doch zu saudumm. – Mehr so in Richtung: Diktatur des Proletariats und …
Werner Kammer: Und Unterwerfung?
Gerd „Django“ Kischke: Saudumm, aber Macht über andere. Das hatten die im Kopf.
Werner Kammer: Und ihr solltet büffeln. Auch eine Art freiwillige Unterwerfung für die Sache.
Gerd „Django“ Kischke: Für die dritte Sache, bitte. Haha.
Werner Kammer: Das hatten die auch geschafft.
Gerd „Django“ Kischke: Die Intelligenten, die Moralischen waren plötzlich die Blödiane.
Werner Kammer(spöttisch): Ich nehme an, weil ihr die Machtspiele nicht durchschauten.
Gerd „Django“ Kischke: Nein, weil wir Marx nicht verstanden. Deshalb wurden wir von diesen Flachköpfen zusammengestaucht.
Werner Kammer: Die taten natürlich so, als hätten …
Gerd „Django“ Kischke: Die machten nichts. Die sagten nie was.
Werner Kammer: Die hatten andere Gedanken. Die dachten an die Weltrevolution.
Gerd „Django“ Kischke: Die dachten nichts. Die wussten nicht mal, was das ist. Die machten uns fertig. – Das war’s! –
Werner Kammer: Verstehe.
Gerd „Django“ Kischke: Und das ist es, was dich trifft. – Dass du als intelligenter Mensch, so doof warst.
Werner Kammer: Von wegen dritte Sache. Und Du hast nie was gemerkt?

Gerd „Django“ Kischke: Ganz blöde war ich auch nicht. – Natürlich hast du irgendwas gespürt: Dass es nur Machtspiele sind. – Jedoch, du sagst dir einfach: Das darf doch nicht wahr sein. – Wir stehen halt erst am Anfang.
Werner Kammer: Ich erinnere mich: die Kinderkrankheit der Kaderbildung.
Gerd „Django“ Kischke: Bitte, wenn schon, dann: der Radikalismus als Kinderkrankheit …
Werner Kammer: Und da stand nichts bei ihm, bei Lenin?
Gerd „Django“ Kischke: Der hatte auch nur Illusionen.
Werner Kammer: Die Mittelmäßigen und Flaschen an die Macht, sonst haben sie ja nicht – außer der Macht.
Gerd „Django“ Kischke: Das ist es gerade: – bis heute – bis zu dir!
Werner Kammer: Deine Beleidigung gönne ich dir. – Du kriegst dafür auch noch ein Bier, – auf meine Kosten. Das sind mir die alten Zeiten wert.
Gerd „Django“ Kischke: Wenn schon, dann zwei – bei der Aufklärung.
Werner Kammer: Klar. – Bedienung, zahlen. Alles auf mich.
Gerd „Django“ Kischke: Hoffentlich.

12. Szene
Im Hause Kammer

Alois Kammer, Sohn Werner

Alois Kammer: So spät?
Werner Kammer: Hab noch einen alten Freund getroffen.
Alois Kammer: Alt oder von damals?
Werner Kammer: Beides. Warum? Gibt’s was?
Alois Kammer: Der Spengler war da. Von der Bank.
Werner Kammer: Das verheißt aber nichts Gutes. Oder?
Alois Kammer: Egal. Jeder Tag zählt.
Werner Kammer: Warum sollen die Banken nicht einsteigen? – Das wäre doch auch nicht schlecht. Trotz alledem. Hauptsache es geht weiter.
Alois Kammer: Mein Sohn, du hast nicht viel mitgekriegt. Oder du vergisst immer alles sofort.
Werner Kammer: Warum, die sind trotz allem stark. Gerade, weil sie immer fein heraus sind. – Du vergisst, ich habe auch mal gegen die Banken demonstriert.
Alois Kammer: Das hättest du dir sparen können.
Werner Kammer: Wohlgemerkt, gegen die Macht der Banken. Ich sage nur: Stamokap.
Alois Kammer: Soviel weiß ich auch noch. – Das ist nichts dran. – Die sind schwach. – Die waren immer schwach.
Werner Kammer: Was? Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr. Du meinst das allmächtige Finanzkapital. – Alles nur Schau?
Alois Kammer: Die waren schon immer schwach. Gute

Selbstdarsteller. Beherrscher des Weltmarkts? – Alles Unsinn.
Werner Kammer: Warum denn? – Die haben doch alles finanziert.
Alois Kammer: Ja, finanziert. Aber das Geld kommt doch woanders her. Das waren immer nur die Geldboten.
Werner Kammer: Und Spengler?
Alois Kammer: Spengler? – Der ist kein Banker oder früher sagte man: Bankier, – in feierlichen Ton.
Werner Kammer: Spengler, wo kommt der her? – Der sitzt in tausend Aufsichtsräten.
Alois Kammer: Der kommt von der Wirtschaft. – Aus der Produktionssphäre, mein Lieber, – ursprünglich.
Werner Kammer: Ich dachte immer …
Alois Kammer: Nicht denken. Wissen, sich auskennen ist wichtig.
Werner Kammer: Das habe ich heute irgendwie schon mal gehört, – in der Richtung, jedenfalls.
Alois Kammer: Ein kleiner Schnellkurs gefällig. So als Abendunterhaltung? Bevor wir alle müde werden. Vom alten Hasen?
Werner Kammer: Langsam habe ich den Eindruck: wir sehen alle alt aus, ob jung oder alt.
Alois Kammer: Trotzdem. Also. Das mit dem Finanzkapital kam von damals, – Hilferding hieß der. – Der Kapitalismus ist am Ende, die wahre Macht haben die Finanziers.
Werner Kammer: Ja, eben.
Alois Kammer: Quark. – Das sind Geldbeschaffer. Die bringen doch nur das Geld dort hin, wo es gebraucht wird. Geldboten halt.
Werner Kammer: Aber die machen doch Gewinne mit Geld.

Einfacher geht es doch nicht. – Mehr Geld durch Geld!
Alois Kammer: Eindeutig. Die leben von Krediten, von Währungsdifferenzen, von Kursschwankungen undsoweiter.
Werner Kammer: Nicht mehr?
Alois Kammer: Im Wesentlichen. Kurz, die halten das Geld in Umlauf und ihre Gewinne kommen von den verschiedenen Schwankungen.
Werner Kammer: Also von den Gefällen.
Alois Kammer: Von dem, was sich oben aufstaut und nach unten drückt.
Werner Kammer: Die Banken sind also nur Schleusenwärter.
Alois Kammer: So in etwa. – Aber bedenke: an der Schleuse gibt es ein Kraftwerk. – Das nützt auch das Gefälle aus.
Werner Kammer: Nur wird im Bankgeschäft auch etwas hoch gepumpt, damit es wieder runterfließt.
Alois Kammer: Es gibt auch solche E-Werke. Das ist keine Erfindung der Banken, wohlgemerkt.
Werner Kammer: Ja, aber …
Alois Kammer: Ich mache es kurz: Die sind in der Zirkulationssphäre tätig – Du darfst das Wasser nicht vergessen!
Werner Kammer: Die Kraft des Stroms, Aha.
Alois Kammer: Und wenn das Wasser versiegt?
Werner Kammer: zirkuliert auch nichts mehr. Und was ist das Wasser, der Vater Rhein?
Alois Kammer: Das ist die Produktionssphäre. Auf die kommt es immer an. In letzter Instanz, also wenn es hart auf hart geht.
Werner Kammer: Wenn kein Brot da ist, kann es auch nicht zirkulieren. So ungefähr. Oder?
Alois Kammer: – Was hast du eigentlich an der Uni gelernt?

Werner Kammer: Das Vertreterproblem mit den sieben Brücken.
Alois Kammer: Ein bisschen wenig. Auf Dauer.
Werner Kammer: Jetzt weißt du auch, warum ich das Studium geschmissen habe.
Alois Kammer: Ich hätte mich mehr um dich kümmern müssen. Merke ich jetzt.
Werner Kammer: Bitte nicht. Es reicht, wenn du's jetzt machst. – Ja, zurück. Aber die Macht der Banken ist doch trotzdem da.
Alois Kammer: Klar, aber die haben viele Fehler gemacht. Jetzt sind sie schwach.
Werner Kammer: Welche?
Alois Kammer: Wollten in die Vermögensverwaltung rein. Wollten Geld akkumulieren, um dann die Puppen tanzen zu lassen.
Werner Kammer: Wo liegt da der Fehler?
Alois Kammer: Weil sie aus den Konzernen rausgingen. Wollten von oben dirigieren. Raus aus den Konzernentscheidungen. Das sollten die selber machen und dann, je nach dem: raus, rein, woanders, worldwide operieren.
Werner Kammer: Das war doch richtig. Sie waren dann flexibel und dynamisch. Die Zirkulation antreiben.
Alois Kammer: Ja, klar. Aber die Konzerne fühlten sich erpresst. Waren zunächst geschockt.
Werner Kammer: Und dann?
Alois Kammer: Ganz einfach. – Nach Überwindung der Totenstarre gründeten sie ihre eigene Bank.
Werner Kammer: Aha, und jetzt sind sie draußen und haben zudem ihre eigene Konkurrenz gezüchtet.

Alois Kammer: Nun sitzen sie auf ihrem Geld. Niemand braucht ihre Kredite.
Werner Kammer: Und sie müssen sie zu Dumpingpreisen anpreisen.
Alois Kammer: Wie klug, mein Sohn. Also, was ist jetzt passiert?
Werner Kammer: Sie machen weniger Gewinne.
Alois Kammer: Was soll passieren? – Ganz einfach. Sie müssen wieder in die Produktionssphäre rein. Das Geld als Ware anbieten. Und das können sie nicht. Da machen sie doch langfristig pleite.
Werner Kammer: Aber Geld ist doch eine Ware?
Alois Kammer: Allerdings eine Ware, die nur geringen Profit abwirft. Denk doch mal: eine Ware mit einem Reingewinn von sechs oder sieben Prozent. Das ist ein Witz.
Werner Kammer: Ach deshalb sind die jetzt zu solchen Horrorspekulationen gezwungen.
Alois Kammer (spöttisch): Und sie landen auf einem Sparbuch.
Werner Kammer: Dann wäre es doch gut, wenn sie reingehen. – Also doch Spenglers Giftspritze.
Alois Kammer: Bei einem Gewinn von drei Prozent und bei dem Risiko, bei den Schulden. Das wäre selbstmörderisch.
Werner Kammer: Ich verstehe nichts mehr. Ich gehe ins Bett.
Alois Kammer: Das hat doch nur Sinn bei Gewinnbeteiligung und den Gewinn gibt's nicht. Der Abele will doch Schulden machen. Der will auch keinen Kredit.
Werner Kammer: Warum will Abele immer mehr Schulden machen? –

Alois Kammer: Weil er nur auf diese Weise wieder rauskommt.
Werner Kammer: Durch mehr Schulden?
Alois Kammer: Klar. Hör mal … Das ist so …
Werner Kammer: Mir reicht es für heute.

13. Szene
In der Kneipe

Werner Kammer, Gerd „Django“ Kischke

Werner Kammer (aufgeregt): Du hör mal! – Du musst mir mal was erklären? – Ich zahle dir auch dein Bier.
Gerd „Django“ Kischke: Wenn ich es kann.
Werner Kammer: Du hast doch noch das alte marxistische Gewäsch im Kopf?
Gerd „Django“ Kischke: Willst du mich beleidigen?
Werner Kammer: Wo ist die Beleidigung? – Ob du’s noch drauf hast oder weil ich Dich auf Marx anspreche?
Gerd „Django“ Kischke: Gut, was willst du wissen?
Werner Kammer: Warum beteiligen sich die Banken nicht an Unternehmen?
Gerd „Django“ Kischke: Weil sie pleite sind. Ganz einfach. – Also ein Bier!
Werner Kammer: Wer? Die Banken oder die Unternehmen?
Gerd „Django“ Kischke: Beide. Noch mal ein Bier.
Werner Kammer: Jetzt im Ernst.
Gerd „Django“ Kischke: Das ist ernst. – Ein Bier.

Werner Kammer: Ohne Witz. Du kennst doch den Fall Abele.
Gerd „Django“ Kischke: Ach so, da zittert doch jeder.
Werner Kammer: Spengler war dort.
Gerd „Django“ Kischke: Ist es schon so weit? – Old big brother is watching you? – Und was macht ihr?
Werner Kammer: Nichts. Das verstehe ich alles nicht. Es geht doch um Arbeitsplätze.
Gerd „Django“ Kischke: Darum geht es schon lange nicht mehr.
Werner Kammer: Also, warum will sich die Bank nicht beteiligen?
Gerd „Django“ Kischke: Aber Spengler ist doch da. Das Finanzkapital.
Werner Kammer: Ich glaube, ich habe mich geirrt. – Ich gehe.
Gerd „Django“ Kischke: Wenn ich mehr sagen soll. Dann muss mehr drin sein: als nur Bier. – Da musst du schon was rüberschieben.
Werner Kammer: Einverstanden. – Also, warum nicht, warum beteiligen sie sich nicht.
Gerd „Django“ Kischke: Ja, wie denn? – Durch Kredit?
Werner Kammer: Zum Beispiel.
Gerd „Django“ Kischke: Das Unternehmen kann den Kredit wohl nicht zurückzahlen. Das Geld wäre weg.
Werner Kammer: Wie dann? – Aktienpaket?
Gerd „Django“ Kischke: Dasselbe. Die geben neue Aktien aus. Der Wert sinkt schon von daher. Weil nun mehr Aktien in Umlauf sind. – Bunkern sie selbst ein Aktienpaket. Sind sie wertlos. Und zu warten bis der Kurs steigt? – Da können sie warten bis zum Jüngsten Tag. Bliebe nur der Gewinn durch

die Platzierung an der Börse. Lohnt sich nicht, schadet dem Image, Vertrauensverlust. – Klar?
Werner Kammer: Und Anleihen oder sonst so was in der Richtung? Das spült doch auch Geld rein.
Gerd „Django“ Kischke: Kannst Du vergessen. Noch schlimmer als bei Aktien. – Das Geld muss zurückgezahlt werden. Bei dem von Zinssatz von zweieinhalb Prozent? – Da besteht doch kein Bedarf.
Werner Kammer: Aber die sitzen doch auf dem Geld.
Gerd „Django“ Kischke: Die haben doch das selbst angelegt. Die spekulieren lieber. Lieber dort hohe Verluste, aber da hohe Gewinne. Und immer nur kurzfristig. Es geht um Sekunden, schätze ich.
Werner Kammer: Da springt wohl mehr raus als lächerliche zwei Prozent. – Das glaube ich auch.
Gerd „Django“ Kischke: Das funktioniert nur über Gewinnbeteiligung. Sonst läuft nichts.
Werner Kammer: Also rein in die Produktionssphäre.
Gerd „Django“ Kischke: Oh, du hast verstanden. Genau. Das Unternehmen macht weiter Schulden – bei der Bank.
Werner Kammer: Eher, die Bank deckt das ab.
Gerd „Django“ Kischke: Das Unternehmen kann investieren, produzieren. – Steigende Profitrate und so, und die Bank sahnt ab. In die Richtung geht das. – Der Spengler wird sich da schon etwas einfallen lassen.
Werner Kammer: Und die Schulden?
Gerd „Django“ Kischke: Die wachsen und wachsen, selbstverständlich.
Werner Kammer: Bis …?

Gerd „Django“ Kischke: Bis es nicht mehr weiter geht.
Werner Kammer: Was heißt das?
Gerd „Django“ Kischke: Bis es den Banken zu brenzlig wird. – Das Ganze unter der Decke halten.
Werner Kammer: Aber brenzlig ist es doch jetzt schon. Wo ist dann der Witz? Dann kann man doch gleich dicht machen.
Gerd „Django“ Kischke: Natürlich. Aber dann hat niemand etwas davon.
Werner Kammer: Wieso?
Gerd „Django“ Kischke: Ja, dann gibt es keine Gewinne.
Werner Kammer: Du meinst also, man macht nur so lange Gewinne bis die Schulden nicht mehr zu bezahlen sind.
Gerd „Django“ Kischke: Verstanden.
Werner Kammer: Und dann?
Gerd „Django“ Kischke: Dann macht man dicht. Bei dem Schuldenberg. Dann wird das Ganze abgeschrieben. Man hat halt wieder Pech gehabt.
Werner Kammer: Was ist der Sinn?
Gerd „Django“ Kischke: Natürlich der Gewinn oder der Profit, wie du willst. – Den hätte man so nicht.
Werner Kammer: Das ist aber wahnwitzig.
Gerd „Django“ Kischke: Das schafft Arbeitsplätze. Nur durch Gewinn! – Ohne Gewinn keinen müden Euro für einen Arbeitsplatz.
Werner Kammer: Der Sinn ist der Gewinn?
Gerd „Django“ Kischke: Und alles andere ist sinnlos, jawohlja.
Werner Kammer: Was kann man dagegen unternehmen?
Gerd „Django“ Kischke: Gegen den Sinn? – Bist du jetzt ganz verwirrt? – Das ist die Logik der Geschichte: Sinngebung des

Sinnlosen. Wie auch immer.
Werner Kammer: Ist das auch das Autopoetische der Systemtheorie?
Gerd „Django“ Kischke: Klar. Das ist das Dichterische an der Sache.
Werner Kammer: Dichterisch?
Gerd „Django“ Kischke: Da ist doch Poesie im Gewinn oder Phantasie. – Das hat nichts mit Theater zu tun.

14. Szene

Im Kellerbüro, Angestellte unter sich

Jennifer Kohl, Sabrina Schneider, Isabell Brandt,
Marion Pauling

Jennifer Kohl: Geht’s jetzt aufwärts? Nach diesen ganzen Kündigungen. Wie nannten sie’s: – Gesundschrumpfen?
Sabrina Schneider: Ja, ja – „Wer nicht mitzieht, fliegt raus!“ – Ab in den Keller, alles dunkel. Nur künstliches Licht. Nur eine Toilette, eine Kaffeemaschine für vierzig Leute.
Marion Pauling: Diese Hitze.
Jennifer Kohl: Da war doch keine Heizung. Haben sie doch gespart. Und die sind mit ihren Sportkisten und ihren Geländewagen vorgefahren. – Haben ja auch mächtig kassiert. Für ihre Sprüche.
Isabell Brandt: Wie im Fernsehen. – Da haben wir noch gelacht. – Über diese Jäger.

Jennifer Kohl: Dann haben sie Jagd auf uns gemacht. – Reality show.
Isabell Brandt: Viele haben’s ja auch nicht überlebt. Gingen schon nach Tagen freiwillig.
Jennifer Kohl: Die waren besonders blöd. – Freiwillig kündigen. Und dann kein Arbeitslosengeld. Von Sperrzeiten nichts gehört.
Sabrina Schneider: Waren nicht in der Gewerkschaft.
Marion Pauling: In die Gewerkschaft, gerade noch. – Ich bin doch keine Arbeiterin. – Mit denen will ich nichts zu tun haben. Die sollen am Fließband bleiben.
Jennifer Kohl: Mir reicht schon der Betriebsausflug mit denen.
Sabrina Schneider: Es gibt weder ein Fließband noch einen Betriebsausflug mehr. Zur Information. – Lassen alles in der Dritten Welt produzieren.
Marion Pauling: Aber dann sind wir ja ganz allein. Das ist ja ganz schrecklich.
Sabrina Schneider: Ganz allein und das im Keller.
Isabell Brandt: Wir haben’s doch geschafft, Mädels. Die Kaffeemaschine gehört uns jetzt ganz allein. Die schwitzenden Kollegen sind weg.
Sabrina Schneider: Deshalb ist es jetzt auch etwas kühl.
Marion Pauling: Ich kann auch endlich meine neuen Klamotten anziehen.
Sabrina Schneider: Hab mich schon gewundert?
Marion Pauling: Du – ich zieh’ mich auch für mich an. Für sonst niemand.
Jennifer Kohl: Das macht keine Frau.
Marion Pauling: Doch, ich! – Ich habe meine alten Sachen …

Jennifer Kohl: Sind die eigentlich selbstgestrickt oder noch von deiner Mutter?
Isabell Brandt: Du bist aber fies. – Sei doch nicht so bissig.
Sabrina Schneider: Wir müssen jetzt zusammenhalten.
Jennifer Kohl: Nachdem sie die anderen rausgeekelt haben.
Sabrina Schneider: Corporate Identity, heißt das jetzt.
Jennifer Kohl: Nein. – Outsourcing.
Marion Pauling: Ist das dasselbe wie Outlet?
Jennifer Kohl: Das kann man auch so sehen – alles out.
Isabell Brandt: Aber wir sind I.D.
Jennifer Kohl: Wie bitte?
Isabell Brandt: Identisch.
Jennifer Kohl: Soweit kommt's hoffentlich nicht. – Dann gehe ich doch noch freiwillig.
Sabrina Schneider: Du hast doch eh schon innerlich gekündigt.
Jennifer Kohl: Ist das ein Wunder. Bei dem Mobbing. – Es ist alles so widerlich.
Marion Pauling: Wir haben's doch geschafft.
Jennifer Kohl: Fragt sich nur: für wie lange?
Marion Pauling: Die lassen uns nicht hängen. Die haben aussortiert. – Und wir sind die Besten.
Jennifer Kohl: Kind, bist Du wirklich so naiv? – Das hat doch nichts mit Leistung zu tun. – Nur mit Dummheit und Kostensenkung.
Sabrina Schneider: Wir sind also die Dümmsten?
Jennifer Kohl: … Weil sie jetzt die Daumenschrauben noch mehr anziehen. – Wir sind doch die Besten – was für ein Kompliment. – Noch mehr rauspressen. Heißt das!
Marion Pauling: Wie eine Zitrone?

Sabrina Schneider: Wie eine Walnuss. – Du hast schon Recht.
Jennifer Kohl: Ihr wisst doch, schon in guten Zeiten hieß es: „Sie wollen mehr Geld? – Sie können jederzeit gehen."
Sabrina Schneider (ironisch): Und da waren wir noch Sozialpartner. – Wie die Politiker quakten.
Jennifer Kohl: Ich kann nicht weg. Ich muss mich festkrallen. Bei meinem Alter. Ich krieg' nichts mehr.
Sabrina Schneider: Und ich muss. Mein Ex macht auf Sozialfall.
Jennifer Kohl: Dann mach's doch auch!
Sabrina Schneider: Zuerst Scheidung, dann arbeitslos? – Das kann ich meinen Eltern nicht antun.
Jennifer Kohl: Die wissen doch nicht, wie's zugeht. Brauchst denen doch nicht sagen. – Und wenn auch: schlimmer als Folter kann's auch nicht sein.
Marion Pauling: Sie will halt noch immer die Prinzessin sein.
Jennifer Kohl: Dann such Dir einen neuen Prinzen.
Sabrina Schneider: Das hatte ich schon mal, mir reicht's.
Marion Pauling: Bis zum nächsten. – Die große Liebe. – Wir sind alle versaut.
Jennifer Kohl: Alles wegen den Eltern.
Sabrina Schneider: Meinen Eltern hat er gut gefallen. Kam gleich mit dem richtigen Auto. Sechszylinder, Doppelauspuff. Die haben sich gleich verstanden.
Marion Pauling: Und jetzt wieder wegen den Alten. – Die könnten ja in Ohnmacht fallen: wegen den Nachbarn. – Die haben doch ihre dicke Rente.
Sabrina Schneider: Die geben mir schon lange was ab. Sonst käme ich überhaupt nicht über die Runden. Bei den Horror-

preisen.
Isabell Brandt: Du meinst: – bei deiner Verschwendungssucht.
Sabrina Schneider: Ihr denkt alle falsch. Das geht so nebenher.
Marion Pauling: Von Vati?
Sabrina Schneider: Von einem anderen Vati. Sonst pack ich das alles nicht. Das brauche ich einfach. – Sonst habe ich gar nichts vom Leben.
Isabell Brandt: Wie wär's mal mit Naschen vorm Fernseher? – Dann wärst du nicht immer so müde.
Marion Pauling: Und wir müssten nicht immer deinen Mist ausbügeln.
Jennifer Kohl: – Vorsicht, der Gefängniswärter kommt. Dieser Schnösel.
Isabell Brandt: Mach dich doch an den ran. Hat auch ein Superauto.
Sabrina Schneider: Also, davon hast du null Ahnung. Das ist auch nur ein armes Schwein. Was meinst du, wie viel Schulden, der hat. – Der würde noch meine Kreditkarte klauen, wenn er könnte.

15. Szene

Auf dem Firmengelände, zur Mittagspause, Arbeiter unter sich

Fritz Balke, Rudi Lehner, Roland Zundel, Kurt Geller, Armin Burk

Fritz Balke: Das machen wir nicht mehr mit.
Rudi Lehner: Wir wollen endlich Klarheit.
Fritz Balke: Wir streiken.
Roland Zundel: Streik? – Das kann ich mir nicht leisten.
Fritz Balke: Dann wärst du doch in der Gewerkschaft geblieben. Bei diesen paar Pfennig Beitrag.
Roland Zundel: Meine Alte macht mir Feuer unterm Arsch. Wenn ich mitmache.
Rudi Lehner: Wenn du nicht mitmachst auch. – Du fliegst nämlich.
Roland Zundel: Das ging doch bisher alles gut. – Warum jetzt nicht? – Das wird nicht so schlimm werden. Die drohen doch nur.
Fritz Balke: Sagt das deine Alte? – Die muss das ja wissen. Klar.
Roland Zundel: Alles nur, weil du ausgezutzelt wirst. Von deiner Alten. Wegen deiner Kinder. Deswegen brauchst du nicht auf meine zu spucken. – Das fehlt noch.
Rudi Lehner: Darum geht's doch nicht. Wir wollen Klarheit. – Die da oben bringen uns alle auseinander. Das wollen wir doch nicht.
Fritz Balke: „Wir" – wer ist wir? – Wir waren noch nie zusammen.
Rudi Lehner: Zumindest beim Fußball.

Fritz Balke: Das reicht mir allerdings schon. – Diese Blödkikker reichen mir jetzt schon. – Die kassieren, und wir Deppen zahlen auch noch dafür.
Roland Zundel: Kannst halt nicht bei deiner Alten bleiben. Schieb halt mal den Kinderwagen.
Rudi Lehner: Ich? – Soweit kommt's noch. Das können diese Angestellten machen. Shopping am Samstag, fein Essen gehen. Lecker, lecker.
Roland Zundel: Klar, du darfst dein Bier nicht mal daheim trinken. Das Rauchen hat sie dir ja schon abgewöhnt.
Rudi Lehner: Willst du eine auf deine Schnauze?
Fritz Balke: Sachlich bleiben. Sachlich, keinen Streit. – Eure Privatfehde könnt ihr andermal austragen. Das freut die doch nur. Dann haben die leichtes Spiel. – Es kann nur eins geben: Streik!
Roland Zundel: Ich bin gegen Streik. Ich will meinen Arbeitsplatz behalten.
Rudi Lehner: Ist der blöd. Den verliert er sowieso. Kannst den Strumpfkickern dann beim Training zugucken. Wie die Frührentner.
Kurt Geller: Vielleicht gibt's 'ne saftige Abfindung.
Roland Zundel: Und dann?
Rudi Lehner: Dann hast du viel Geld und kannst die Schulden für dein Auto abbezahlen.
Roland Zundel: Und dann?
Kurt Geller: Umschulung. Was soll's.
Roland Zundel: Wohin?
Rudi Lehner: Nach nirgendwo.

Roland Zundel: Ich will nicht umschulen. Ich will nichts mehr lernen.
Fritz Balke: Das merk' ich.
Rudi Lehner: Ich kann dich beruhigen. Das ist alles pro forma. Für dich gibt's nichts mehr.
Armin Burk: Die Jobs sind alle weg.
Roland Zundel: Weg?
Armin Burk: Im Ausland. – Du bist zu teuer. Mit deinen Hobbies.
Roland Zundel: Aber wieso kommen dann alle rein?
Erwin Daucher: So 'ne Art Schüleraustausch. – Damit wir wieder was lernen. Verstehste.
Armin Burk: Die einen rein, die anderen raus. Das ist der Trick.
Roland Zundel: Welcher Trick. Ich sag's ja immer. Ausländer raus.
Rudi Lehner: Wer repariert dann dem Herrn sein Auto, lehrt seinen Abfall?
Roland Zundel: Geht alles automatisch. Die müssen nicht umschulen.
Rudi Lehner: Der hat keine Ahnung. – Da wundert mich nichts mehr.
Kurt Geller: Ja, ja. Der Deutsche riskiert alles, wenn's um nichts geht und nichts, wenn's um alles geht.
Roland Zundel: Ihr werdet euch noch wundern, was ich riskier. – Bei der nächsten Wahl, wähl ich rechts. – Und nicht nur ich. – Ich lass doch nicht mit mir alles machen.
Fritz Balke: Anscheinend schon. Denn, vor denen da oben hast du Schiss. Die machen mit dir alles. Da kriegst du überhaupt nichts mit.

Rudi Lehner: Das ist er halt von seiner Alten schon gewohnt. Die zeigt's ihm. Da macht er auch keinen Mucks.
Kurt Geller: Und das ist gut so.
Armin Burk: Mich wundert, dass er überhaupt noch Fußball glotzen darf. – Diesen Proletensport.
Kurt Geller: Das ist er doch schon lang nicht mehr.
Rudi Lehner: Nur im Keller, nur im Keller.
Fritz Balke: Da gibt's bestimmt noch was anderes. – Na, gib's schon zu.
Roland Zundel: Euch werd' ich's zeigen. – Bald wird' ich über euch lachen. Ich kann warten.
Fritz Balke: Das hat schon einmal einer gesagt.
Rudi Lehner: Hat aber leider recht behalten. Tausendjahrlang.
Roland Zundel: Von wegen Umschulung.
Rudi Lehner: Das nützt alles nichts. – Klartext.
Fritz Balke: Da hilft nur Streik. Die halten uns nur hin. Bei Streik müssen die reagieren.
Kurt Geller: Die und reagieren? – Die machen nichts.
Armin Burk: Ah, wie? – Da kommt ja unser Genosse.
Kurt Geller: Der von der Gewerkschaft. – Der traut sich was.
Fritz Balke: Von wegen Genosse. Das war nie. Alles verlogen von A bis Z.
Alois Kammer: Na, Leute? – Heiß heute.
Fritz Balke: S' wird bald noch heißer.
Alois Kammer: Aber nicht doch. Was habt Ihr vor?
Rudi Lehner: Das fragst Du uns? – Ihr seid doch der Stoßtrupp. Zu was seid ihr sonst da, verdammt nochmal.
Fritz Balke: Mit unserem Geld.

Alois Kammer: Mit Euren paar Kröten. Dass ich nicht lache. Ihr verkennt die Lage.
Roland Zundel: Was für eine Lage? – Also doch?
Alois Kammer: Ich sag nichts!
Kurt Geller: Wie immer. Große Töne spucken. Im Fernsehen. – Hinter verschlossenen Türen kuschen.
Armin Burk: Und dann sich feiern lassen.
Rudi Lehner: „Das haben wir gut gemacht" – kennen wir alles schon. – Aber jetzt geht's anders.
Alois Kammer: Glaubt ihr? – Dass ihr euch da nicht täuscht.
Kurt Geller: Diesmal lassen wir uns nicht täuschen.
Alois Kammer: Dass ihr euch nicht verrechnet. Es kommt immer anders als …
Fritz Balke: Diesmal nicht. Vor allem: – jetzt geht's ohne dich, Genosse!
Alois Kammer: Das würde ich euch nicht raten als …
Fritz Balke: Als Funktionär?
Rudi Lehner: Ach ja, der Genosse ist ja geschult. Kennt alles aus dem Ff.
Alois Kammer: Das wäre ein wilder Streik. Illegal. Dann könnt Ihr alle marschieren. Fristlos.
Rudi Lehner: Und wenn schon. Einmal muss man's machen….
Alois Kammer: Das wäre den Herren gerade recht.
Erwin Daucher: Und erst dem Arbeitsamt.
Alois Kammer: Richtig. Denkt doch an eure Familien. Die werden sich freuen, wenn ihr nur rumhockt.
Roland Zundel: Dann gibt's doch Umschulung?
Alois Kammer: Von was? – Also ihr arbeitet denen nur in die Hände. Die warten doch nur darauf.

Fritz Balke: Abwarten. Wir marschieren. – Hau ab.
Alois Kammer: Das werde ich auch. Mich seht ihr nicht.
Rudi Lehner: Feigling.
Alois Kammer: Ich weiß nur Bescheid.
Kurt Geller: Dann sag's uns doch!
Alois Kammer: Ich sage nur: weiterarbeiten und stillhalten. Abwarten, Tee trinken.
Armin Burk: Wir warten schon ewig. So nicht, so nicht.
Rudi Lehner: Wir wollen Klarheit! – Vorwärts! – Jetzt soll's kommen, wie's will!
Alois Kammer: Ihr verrechnet euch.
Fritz Balke: Wie heißt es doch: „Die Räder stehen still, wenn der Arbeiter es will."
Alois Kammer: Das war schon immer falsch.
Armin Burk: Egal. So kann's nicht weitergehen.

(Marschieren in Richtung Verwaltung, Friedrich Abele und Robert Richter ihnen entgegen.)

Robert Richter: Was soll das? – Was fällt euch ein? Wo sind wir denn?
Rudi Lehner: Wir wollen Klarheit.
Fritz Balke: Sonst gibt's Streik.
Robert Richter: Ist das mit dem Betriebsrat abgesprochen?
Rudi Lehner: Der Betriebsrat ist geflohen.
Friedrich Abele (zu Robert Richter): Wie immer. – (wendet sich den Arbeitern zu): Dann wisst ihr, was das ist!
Robert Richter: Arbeitsverweigerung – fristlose Entlassung!
Arbeiter: Hört, hört … – das ist uns egal.

Rudi Lehner: Wir wollen endlich Klarheit!
Friedrich Abele: Das hätte ich auch gern.
Fritz Balke: Wir streiken. Wir machen nicht mehr mit.
Robert Richter: Was wollt ihr? – An die Arbeit. – Das ist Klarheit.
Friedrich Abele zu Fritz Balke: Dich habe ich schon lang auf dem Kieker. – Du kannst gleich deine Papiere abholen. Fristlos. – Und lass dich nie mehr blicken. – Fertig aus.
Robert Richter zu Friedrich Abele: Da hast du aber die Gelegenheit beim Schopf gepackt.
Friedrich Abele zu Robert Richter: Das konnte ich mir nicht entgehen lassen.
Robert Richter: Also? – Wer hat noch nicht, wer will noch mal? – Jeder darf.
Rudi Lehner: Wir wollen doch nur Klarheit. – Das ist nicht zuviel verlangt.
Robert Richter: Zuviel verlangt? – Ihr habt überhaupt nichts zu fordern.
Friedrich Abele zu Robert Richter: Nicht auf die Spitze treiben. Den Rädelsführer haben wir isoliert. Das reicht. – Die marschieren dann wirklich. – Das wäre fatal.
Robert Richter: Leute, geht doch wieder an die Arbeit. – Es läuft doch …
Kurt Geller: Nichts läuft. Kurzurlaub, Kündigungen, Kurzurlaub, Kurzarbeit …
Armin Burk: Und all furzlang eure Refafiguren. Controlling, Optimierung. – So kann's nicht weitergehen.
Friedrich Abele: Aber Ihr profitiert doch auch davon.

Robert Richter: Effizienzsteigerung ergibt mehr Prämie, Zuschläge …
Kurt Geller: Das ist doch längst gestrichen. Wie die Pinkelpause.
Armin Burk: Ja, damit hat's angefangen
Robert Richter: Dafür habt Ihr doch mehr Zeit für eure Familien.
Rudi Lehner: Der macht sich noch über uns lustig. Verdammt noch mal.
Friedrich Abele zu Robert Richter: Das war zu viel. Nicht reizen. Runterfahren.
Friedrich Abele: Aber Leute. – Die Zeiten sind schwierig. – Wir packen das. – Wir werden die Durststrecke überwinden.
Robert Richter zu Friedrich Abele: … die Talsohle, die Talsohle.
Friedrich Abele: Ich verspreche euch. – Mein Ehrenwort. – Es wird weitergehen. – Wir sind in Verhandlungen. – Neue Produkte. Neue Bestellungen. – Jetzt schon. – Die ganze Palette. – Wie müssen jetzt zusammenstehen. – Unsere Stärken stärken.
Robert Richter: Wir haben doch immer gut zusammengearbeitet.
Rudi Lehner: „Wir?" – Wohl wir für euch.
Friedrich Abele: Ihr habt doch auch immer schönes Geld verdient.
Robert Richter: Es wird weitergehen.
Friedrich Abele: Lasst euch von eurer Gewerkschaft beraten.
Armin Burk (zu den anderen Arbeitern): Das ist komisch. Dass der jetzt die Gewerkschaft beibringt.

Rudi Lehner: Die Gewerkschaft? – Die steckt doch unter einer Decke mit euch.
Robert Richter: Gerade deshalb. Die wissen Bescheid.
Friedrich Abele: Das sind eure Vertreter. – Und unsere Partner.
Robert Richter: Wir waren immer für Mitbestimmung und werden immer für sie kämpfen.
Friedrich Abele: Trotz den Widerständen in den eigenen Reihen.
Kurt Geller: Da sind wir aber glücklich.
Robert Richter: Das ist alles nur ein Sturm im Wasserglas.
Friedrich Abele: Die Gewerkschaft ist zuständig. Die weiß Bescheid.
Robert Richter: Wir halten uns an die Regeln der Mitbestimmung. – Alles andere ist illegal.
Friedrich Abele: Wer will, kann aber jederzeit gehen. Wir halten niemand auf.
Robert Richter: Ist das Klarheit genug? Also an die Arbeit.
Friedrich Abele: Damit Schluss. Aus. Basta.

(Arbeiter gehen wieder an die Arbeit.)

Roland Zundel: Bin ich froh, dass das so gelaufen ist. – Aber denen werde ich es zeigen.
Kurt Geller: Wem? – Den Unternehmern?
Roland Zundel: Euch. Euch werd' ich's zeigen. – So blöd' bin ich nicht. Ich bin doch nicht euer Putzlappen.
(alle ab)
(Friedrich Abele und Robert Richter unter sich)

Robert Richter: Das wäre geschafft. Puh.
Friedrich Abele: … Die Gewerkschaft …
Robert Richter: Sauber. Keiner da. … Die sind auch nicht dumm … Schicken die vor … Halten sich fein raus.
Friedrich Abele: Das wissen wird doch. – Damit habe ich gerechnet.
Robert Richter: Ach, deshalb hast du sie auf die verwiesen?
Friedrich Abele: Na klar. – Wer nicht da ist, kann sich auch nicht wehren.
Robert Richter: Nicht schlecht, nicht schlecht.
Friedrich Abele: Aber die Genossen sind auch nicht dumm. … Lassen sich nicht verleiten … Ist auch egal. … Das ist überstanden …
Robert Richter: Apropos Klarheit. – Ich war beinahe versucht zu fragen: Ja, Klarheit … und was noch? – Das Und fehlt. – Wie „Mauer und Stacheldraht", „Gleichheit und Gerechtigkeit", „Lohn und Brot". – Also: „Klarheit und …?"
Friedrich Abele: Das hätten die eh nicht verstanden. Solche Feinheiten. – Aber, es war besser so. … Das Ziel im Auge behalten, immer das Ziel im Auge behalten.
Robert Richter: Die Stärken stärken?

(Beide brechen in schallendes Gelächter aus.)

16. Szene
Irgendwo in der Stadt, Arbeiterehefrauen unter sich

Bettina Zundel, Helga Steiner, Gisela Freund, Doris Krapf

Bettina Zundel: Wie findest du das? – Das habe ich mir im Supermarkt gekauft. – Ganz billig, Superpreis. – Für den Urlaub.
Helga Steiner: Machst du soviel Urlaub? – Du hast doch schon fünf von der Sorte.
Gisela Freund: Und warst erst kürzlich weg.
Bettina Zundel: Ach kürzlich. – Das war doch nichts.
Helga Steiner: Wohl nur am Baggersee.
Bettina Zundel: So ähnlich. – So bin ich mit vorgekommen. Genau: Baggersee. Ich hab zu Roland gesagt, er soll sich was einfallen lassen. – Das mach ich nicht mehr mit. Sonst geh ich selbst ins Reisebüro.
Helga Steiner: Eine wahre Drohung.
Bettina Zundel: Der macht immer so einen Last-minute-Scheiß. – Immer Schnäppchen.
Gisela Freund: Sie wartet wahrscheinlich auf einen Insider-Geheimtipp.
Bettina Zundel: Das ist lang her. – Ich mach das nicht mehr mit.
Helga Steiner: Zu anstrengend. Immer auf der Lauer.
Gisela Freund: Aber das war doch auch ein Schnäppchen.
Bettina Zundel: Zufällig hab's ich halt gesehen. – Alle stürzten sich drauf.
Doris Krapf: Leggings!!! – Nein. Nicht schon wieder. – Diesmal großgeblümt.

Helga Steiner: Aber dazu brauchst du einen String-Tanga, unbedingt.
Gisela Freund: Aber dann wabbelt doch alles.
Bettina Zundel: Meinste?
Helga Steiner: Das Wabbeln muss sein. Das macht den Roland an.
Bettina Zundel: Was den anmacht oder nicht anmacht, ist mir schnurz…
Gisela Freund: Probleme?
Bettina Zundel: Ich? – Nie!
Doris Krapf: Nie?
Bettina Zundel: Ich hab von Anfang klargestellt, wie's läuft.
Gisela Freund: Wer dich bekommt, muss einiges drauflegen.
Bettina Zundel: Da könnt ja jeder kommen.
Helga Steiner: Das war aber stark.
Bettina Zundel: Klar doch. – Wenn der Geldautomat keine Knete mehr ausspuckt, bin ich weg. – Wie er das macht, mir piepegal. – Dann gehe ich zu meinen Eltern zurück. – Die warten schon drauf.
Gisela Freund: Verstehe. Die wollten sowieso einen Akademiker. Und keinen, der am Wochenende Rasen mäht.
Bettina Zundel: Sowieso. – Das kann noch alles kommen.
Doris Krapf: Das kannste einfacher haben. – Schmeiß ihn einfach raus! – Bleib in deinem Reihenhaus sitzen.
Bettina Zundel. Das ist sowieso noch nicht abgezahlt.
Helga Steiner: Warum? – Bezahlen seine Eltern nichts? – Das enttäuscht mich aber!
Bettina Zundel: Immer auf Achse. – Einmal da, einmal dort.

Doris Krapf: Also, schmeiß ihn einfach raus. Dann kann er blechen bis er schwarz wird.
Gisela Freund: Und kommt nicht auf dumme Gedanken.
Helga Steiner: Aber dann ist sie ja so allein, die Arme. – Das hält sie nie durch.
Doris Krapf: Ach ja. Er könnt ja auch gewalttätig werden.
Gisela Freund: Türe immer schön abschließen.
Helga Steiner: Vor allem jetzt. – Wo sie doch alle arbeitslos werden.
Gisela Freund: Gar nicht erst reinlassen. – Bevor er sich auf die faule Haut legt. - Tag und Nacht glotzt.
Doris Krapf: Nur stöhnt und ächzt.
Helga Steiner: Die fangen dann auch immer gleich zu weinen an. – Diese armen Hunde.
Doris Krapf: Also schön draußen lassen, wenn's klingelt.
Gisela Freund: Auch beim zweiten Mal. Es ist sicherlich nicht der Postbote.
Bettina Zundel: Meiner doch nicht. Der schuftet doch für zwei.
Doris Krapf: Das meinen alle. Aber sie tun nur so.
Gisela Freund: Damit sie daheim ihr Bier kriegen und nichts mehr zu machen brauchen.
Helga Steiner: Schlafen auf'm Sofa. Aber wenn's irgendwo krächzt: „Tor“. – Dann sind die putzmunter.
Doris Krapf: Alles nur Verstellung.
Gisela Freund: Da nützen auch deine Kommandos nichts.
Doris Krapf: Die stellen sich einfach tot.
Helga Steiner: Oder sind einfach weg.
Gisela Freund: Da hat man wenigstens seine Ruhe.

Bettina Zundel: Meiner doch nicht. Der kümmert sich sogar manchmal um die Kinder.
Doris Krapf: Man merkt's.
Gisela Freund: Vor allem, wenn sie jetzt rumhocken.
Helga Steiner: Aber du! – Was machst du den ganzen Tag? – Ich hab doch auch Kinder.
Gisela Freund: Andauernd ist sie belegt. Kauf dir doch mal ein Handy.
Bettina Zundel: Die Eltern. – Immer ruft Mutti an. Morgens, mittags, - abends noch Vati.
Doris Krapf: Immer woanders, aber immer anrufen. – Du musst dich aber schon mal abnabeln.
Helga Steiner: Das geht doch nicht. – Sie will doch wieder zurück. Wenn's soweit ist. – Warmhalten.
Gisela Freund: Der Preis wäre mir zu hoch.
Doris Krapf: Denen ist doch bloß langweilig.
Bettina Zundel: Sie nähen auch noch die Kindersachen.
Doris Krapf: Aha … und ewig locken die Geschenke.
Helga Steiner: Dein Johannes sagt immer: „Gel, nur Omis können Knöpfe annähen?" – Und, was machst du, wenn ein Loch im Socken ist?
Gisela Freund: Bei ihr doch nicht.
Bettina Zundel: Die schmeiß ich fort. In den Abfall, was sonst? – Soll ich sie dir bringen?
Gisela Freund: Aber jetzt muss ich doch die Bettina in Schutz nehmen. – Ihre Kinder kriegen wenigstens was zu essen.
Helga Steiner: Dann schicke ich dir die meinen.
Bettina Zundel: Die schnorren eh schon überall rum.
Helga Steiner: Jetzt geht's aber los.

Gisela Freund: Da muss ich ihr Recht geben. – Kochst du nie? – Neulich sah ich deine Sandra auf'm Schulweg. Um sieben, um sieben – morgens! – Mit einem Schokoriegel!
Helga Steiner: Die sind alt genug. – Ich sag ihr immer: dort ist Milch, nimm die Zinties oder Schokoprops. – Die Auswahl ist riesig.
Doris Krapf: Gibt's nicht mal was Richtiges?
Helga Steiner: Richtiges?
Gisela Freund: Ja, Fisch oder so. Nicht nur Suppe aus der Tüte.
Bettina Zundel: Ihr macht doch auch Wiener mit Jägersoße. – Was soll das denn jetzt?
Helga Steiner: Es gibt bei mir immer Fisch. – Fisch aus dem Kühlfach. – Die brauchen nur zugreifen.
Bettina Zundel: Bei mir gibt's auch nur Fischstäbchen. Mit Ketchup. Das mögen sie.
Doris Krapf: Und zur Abwechslung: Fastfood.
Helga Steiner: Klar. Wir fahren immer am Restaurant vorbei. – Kleine Unterbrechung vor den Hausaufgaben. – Ist das ungesund?
Doris Krapf: Wahnsinnig gesund. Wahnsinnig.
Gisela Freund: Bei euern gibt's noch Hausaufgaben? – Bei uns haben die schon kapituliert.
Bettina Zundel: Doch, doch. Ich glaube schon. – Die Kinder sprechen zumindest davon.
Doris Krapf: Du weißt es nicht? – Und du meinst, die machen Hausaufgaben?
Bettina Zundel: Es ist immer still.
Doris Krapf: Die machen Computerspiele und du hast deine Ruhe? – Stimmt's?

Bettina Zundel: Da können sie doch auch was lernen. Für später.
Helga Steiner: Das schadet doch nicht. – Bei euch haben die Hausaufgaben auch nichts gebracht.
Doris Krapf: Für meine Alten hat's noch gereicht.
Bettina Zundel: Das ist Steinzeit. Und Schluss.
Gisela Freund: Jetzt gehen wir Eis essen.
Doris Krapf: Aber mit Sahne. Damit dir deine Leggings noch besser passen.
Gisela Freund: Ich trinke lieber Sekt. – Dann halte ich besser durch.

17. Szene
Im Hause Kammer

Alois Kammer, Ehefrau Barbara

Barbara Kammer: Kann man denn nichts machen. – Du kannst da einfach zugucken?
Alois Kammer: Natürlich kann ich das nicht.
Barbara Kammer: Und?
Alois Kammer: Ich habe alles versucht. Ich habe stundenlang telefoniert: Nichts. – Abwarten.
Barbara Kammer: Abwarten.
Alois Kammer: Je länger sich nichts tut, um so besser.
Barbara Kammer: Die haben aber Nerven. – Die sind auch weit vom Schuss.

Alois Kammer: Sag das nicht. – Die haben mich sogar gelobt. – Dass ich mich aus dem Staub gemacht habe. – Das war genau das Richtige.
Barbara Kammer: Unmöglich. – Dabei haben die doch …
Alois Kammer: Das brauchen doch die nicht wissen.
Barbara Kammer: Trotzdem. Das geht doch nicht. Da hängen ganze Familien dran.
Alois Kammer: Was meinst du, was passiert, wenn wir die Wahlen verlieren? – Meinst du, da fragt noch jemand nach den Familien. – Den andern ist doch das völlig schnuppe.
Barbara Kammer: Das kann doch nicht alles sein!
Alois Kammer: Du siehst alles nur von deinem Küchenfenster aus. Und sprichst mit deinem Kochtopf.
Barbara Kammer: Das mit dem Kochtopf. Da hast du Recht. Mir hört schon lange niemand mehr zu.
Alois Kammer: Und kommst noch mit dem Gefasel. Von Ehe und Familie, von Heim und Herd.
Barbara Kammer: Von Kindern und Kirche. – Also dumm bin ich nicht.
Alois Kammer: Das mit der Familie ist längst vorbei. – Wo gibt es das noch?
Barbara Kammer: Bei uns schon lange nicht mehr. Allerdings.
Alois Kammer: Aber bei den andern! – Mein Gott. Die tun doch nur so. Wahrscheinlich könnten sie sich jeden Abend Gift geben.
Barbara Kammer: Soweit bin ich noch nicht.
(Pause)

Alois Kammer: Meinst du, mir passt das alles? – Dieses Ruhigsitzen. Nichts machen. – Vor allem, wenn man genau weiß, wie es läuft. – Nur wegen Strategie und Taktik.
Barbara Kammer: Du bist ein alter Betonkopf. – Stur. – Nie über deinen Schatten springen …
Alois Kammer: … bei dir schon! ...
Barbara Kammer: Das war eine Ausnahme. – Und das war auch nur einmal. – Darauf bin ich reingefallen.
Alois Kammer: Ich bin zwar ein alter Betonkopf. Wäre ich es nicht, säßen wir jetzt nicht hier …
Barbara Kammer: ... Am Hungertuch würden wir wohl nicht nagen.
Alois Kammer: Meinetwegen. Zumindest habe ich als alter Sack meine Lektion gelernt. Die will zwar niemand hören. – Nicht einmal die da oben. – Aber gelernt ist gelernt.
Barbara Kammer: Vor allem, eiserne Disziplin.
Alois Kammer: Warum nicht? – Die da oben haben den Überblick. – Die handeln alles aus. Ich bin nur ein kleiner Fisch.
Barbara Kammer: Handeln durch Zuwarten. – Beachtlich!
Alois Kammer: Ich will es auch nicht wissen.
Barbara Kammer: Nicht mehr wissen, musst du sagen.
Alois Kammer: Von mir aus: nicht mehr wissen. Auch gut.
Barbara Kammer: Trotzdem. Alles ist so offensichtlich.
Alois Kammer: Nörgle nicht immer rum. – Ich möchte dir nur eines sagen: uns laufen die Mitglieder davon. Die lachen uns aus. – Wenn überhaupt, sind wir für die Arbeiter nur Speichellecker, die nur absahnen. – Die meisten juckt doch alles nichts mehr. – Die kommen zur Arbeit, gehen wieder. – Nur Urlaub, Urlaub, – Auto kaufen sie auf Pump. Ich weiß

nicht, was die in der Birne haben. – Und dann sollen wir sie raushauen! ...
Barbara Kammer: Vielleicht wäre das eure Chance.
Alois Kammer: Unsere Chance? – Sich lächerlich zu machen. – Mitbestimmung? – Da lachen die nur. – Für uns war es damals zu wenig. – Und heute? – Nur Kohle. – Woher die kommen soll. – Keinen Dunst. – Das juckt sie nicht.
Barbara Kammer: Denk doch mal an die Familien.
Alois Kammer: Ich glaube nicht, dass die Familien an sie denken. – Das ist noch trauriger.
Barbara Kammer: Die Kinder!
Alois Kammer: Kinder? – Wo gibt's denn noch Kinder? – Vielleicht nur noch wegen des Kindergelds und wegen der Scheidung. – Kinder als Erpressung.
Barbara Kammer: Ist das nicht übertrieben?
Alois Kammer: Von mir aus. Ich sag es nur einmal: damit ist für mich die Vergangenheit abgeschlossen. Es bestand noch nie, noch nie von seiten der Arbeiterschaft irgendein Interesse an Unternehmensbeteiligung.
Barbara Kammer: Wurde das schon einmal angeboten?
Alois Kammer: Ja natürlich! – Dieser Foto-Horst, dieser Tahlrose undsoweiter. – Schon damals nichts, nichts. Die Arbeiter wollten ihre Knete und erledigt. – Sollten doch andere die Verantwortung übernehmen: – „Ich mach' mir ein lockeres Leben."
Barbara Kammer: War das nicht damals eine Falle? – Den Foto-Horst gibt's doch längst nicht mehr.
Alois Kammer: Falle hin, Falle her. Sie hatten die Chance. – Was dann daraus geworden wäre, steht auf einem anderen

Blatt. – Das hätte auf alle Fälle Signalwirkung gehabt.
Barbara Kammer: Aber warum?
Alois Kammer: Das weiß ich auch nicht. – Deutschland wurde Weltmeister.
Barbara Kammer: Als Exportnation?
Alois Kammer: Fußballweltmeister! – Das reichte.

18. Szene
Im Direktionszimmer, Sitzung

Friedrich Abele, Robert Richter, Alois Kammer, Manfred Maier, Otto Spengler

Otto Spengler: Eine gute Außendarstellung mit dieser Sache. – Hart bleiben. – Anführer rausgreifen. Dann bleiben die anderen ruhig. – Alte Methode. Einfach, aber bewährt.
Alois Kammer: Fehlten nur noch die Geiseln, so zur Abschreckung.
Otto Spengler: Oho. Alte Schule. Hat noch eine Ahnung von Geschichte. – Autodidakt oder Schulung?
Alois Kammer: Eigeninteresse. Das sollte man nie vergessen.
Otto Spengler: Das meine ich auch. – Aber endlich ein Gegner, der mich versteht.
Alois Kammer: Besser nicht.
Otto Spengler: Meine Freunde. – Also für den Anfang, nicht schlecht.
Friedrich Abele: Cohiba?

Otto Spengler: Sie haben vorgesorgt?
Robert Richter: Und einen Klaren?
Otto Spengler: Das war nur Tarnung!
Friedrich Abele: Also?
Otto Spengler: Also was? – Ich höre Ihnen zu.
Friedrich Abele: Wir haben nichts Neues.
Otto Spengler: Dann plaudere ich mit meinem Gegner. – Haben Sie inzwischen Bach gehört?
Friedrich Abele: Wie?
Robert Richter: Wir dachten, es wäre ein Scherz.
Otto Spengler: Sie halten mich doch nicht für ungebildet? – Kultur ist immer noch wichtiger als …
Friedrich Abele: Geld?
Alois Kammer: Kommt drauf an, was man unter Kultur versteht: – Kulturraum im Osten. Da gab es viel Kultur: Tolstoi, Dostojewski, Gorki, Lenin …
Otto Spengler: Von dem man noch heute viel lernen. Ich gebe es gerne zu. Ohne Potemkin …
Alois Kammer: Kein Dorf.
Otto Spengler: Sehr anspielungsreich. Immerhin. – Und Sie? Meine Herren? – Wollen Sie aus dem Unternehmen ein Potemkinsches Dorf machen?
Alois Kammer: Wohl eher eine Filmkulisse.
Friedrich Abele: Meine Herren, ich schlage vor, wir beraten zunächst ohne Arbeitnehmervertreter.
Alois Kammer: Sehr gerne (will aufstehen und gehen).
Otto Spengler: Aber, aber meine Freunde. Sie müssen noch viel dazu lernen. – Das wollen sie ja. – Sie übernehmen dann die Rolle des Pilatus. – Das wäre sehr unklug von Ihnen,

meine Herren. – (zu Kammer gewandt) Das war doch eine Anweisung von oben? –
Alois Kammer: Ich weiß selbst, was ich zu tun habe.
Otto Spengler: Also, er bleibt selbstverständlich hier und raucht mit mir eine Cohiba. – Bitte (reicht Kammer eine).
Alois Kammer: Aber nicht als Geisel.
Otto Spengler: Wie geschmacklos. – Wo denken Sie denn hin. – Sie vertreten die Arbeitnehmer – und haben dabei zu sein. – Nun?
Friedrich Abele: Also? – Stimmen die Banken zu?
Robert Richter: Gibt es Kredit?
Alois Kammer: Ohne Bank geht es nicht.
Otto Spengler: Das sagen Sie, Herr Arbeitnehmer? – Das enttäuscht mich doch etwas! – Ich dachte, Sie wären von der alten Schule.
Alois Kammer: Bin ich auch.
Otto Spengler: Na also. Dann wissen Sie doch, dass Sie was anzubieten haben. Oder nicht?
Alois Kammer: Ohne Kredit, keine neuen Produkte.
Otto Spengler: Mit was wollen Sie denn zurückzahlen. – Mit Ihren neuen Produkten? – Die es noch nicht gibt?
Friedrich Abele: Die sind in der Entwicklung.
Robert Richter: Das Controlling wird auch verbessert.
Friedrich Abele: Wir entlassen.
Robert Richter: Lohnkosten runter, Effizienzsteigerung, Outsourcing.
Otto Spengler: Bin ich am falschen Ort? – Das hatten wir schon alles. Das hatten die Unternehmensberater erledigt. – Oder liege ich da falsch. – Mehr geht da wohl nicht. – Kein

Protest von Arbeiternehmerseite?
Alois Kammer: Schon richtig.
Friedrich Abele: Wir werden billiger produzieren und besser sein.
Otto Spengler: Doch wohl billiger produzieren und schlechter. Das ist noch besser. Qualität interessiert niemanden.
Robert Richter: Dann eben noch billiger.
Otto Spengler: Das machen die anderen schon längst und zwar besser.

(Pause)

Friedrich Abele: Ich glaube dann doch, dass wir vertagen. Das führt uns nicht weiter.
Otto Spengler: Warum? – Legen Sie ihre Maßnahmen auf den Tisch. – Dann können wir beginnen.
Robert Richter: Doch, ich bin auch für Vertagung. Das bringt noch nichts.
Friedrich Abele: Auch Ihre gelehrten Anspielungen …
Alois Kammer: Eher Anzüglichkeiten …
Friedrich Abele: Brauche ich nicht.
Otto Spengler: Und Sie? Sind Sie auch dafür?
Alois Kammer: Dem schließe ich mich an.
Otto Spengler: Endlich ein Fall, in dem sich beide Seiten einig sind. Das hat Seltenheitswert.
Friedrich Abele: Also. – Wir sollten uns das alles reichlich durch den Kopf gehen lassen. – Weitere Vorschläge prüfen …
Otto Spengler: Ich denke, das hatten Sie schon alles…. – Ich bin Ihre letzte Rettung. Sonst niemand. – Das wissen Sie ge-

nau. – Nicht wahr, Herr Gewerkschaftsfunktionär?
Alois Kammer: Da ist was dran. – Wir sollten trotzdem noch einmal …
Friedrich Abele: … Eine Denkpause einlegen.
Otto Spengler: Die Pause war schon zu lang.
Alois Kammer: Kommt Zeit, kommt Rat. – Alles muss gut überlegt sein.
Friedrich Abele: Wir müssten alles wieder auf den Prüfstand …
Robert Richter: Vor allem wegen unseren Angestellten und Arbeitern ...
Otto Spengler: Natürlich. Aber, was liegt denn vor? – Ich sehe nichts.
Alois Kammer: Doch, doch, sehr vieles …
Otto Spengler: Dann legen Sie doch Ihre Karten auf den Tisch. Dann sehen wir, was los ist. – Ich weiß, was ich für ein Blatt habe. – Und das kann ich spielen, – aber auch nicht. – Wenn nicht hier, dann woanders … (steht auf, hat die Absicht zu gehen)

(Pause)

Robert Richter zu Friedrich Abele: Jetzt sind wir in der Klemme. Wir haben nichts …
Friedrich Abele: Außer Zeit. Und die brauchen wir.
Otto Spengler: Die gebe ich ihnen nicht. – Es muss entschieden werden.
Alois Kammer: Sie sind doch kein Anhänger des Dezisionismus, so als Bankier.

Otto Spengler: Unter Umständen schon. – Und Sie, und sie lesen wohl in Ihrer Freizeit Carl Schmitt. – Immerhin.
Alois Kammer: Pure Romantik.
Otto Spengler: Kann nie schaden. – Jedoch ein Freund-Feind-Verhältnis schadet im Augenblick nur.
Friedrich Abele: Ganz Ihrer Meinung. Natürlich.
Alois Kammer: Wir befinden uns nicht in der Politik.
Otto Spengler: Es kann zu einem Politikum werden. Vor allem für Sie, Herr Arbeitnehmervertreter.
Friedrich Abele: Also?
Otto Spengler: Was heißt also? – Vorbei mit dem Vorhutgeplänkel. – Ich möchte nicht bis morgen früh hier sitzen. – Wir sind hier nicht einer Tarifverhandlung. – Hier gibt es nichts zu verhandeln. – Kurz: Sie sind pleite. Oder fast pleite. Fertig.
Friedrich Abele: Soweit sind wir noch lange nicht.
Otto Spengler: Was dann. Wenn ich richtig sehe, haben die beiden Parteien ein gemeinsames Ziel!
Friedrich Abele: Wie bitte?
Otto Spengler: Zeit zu schinden – Man kann auch Zeit verlieren.
Alois Kammer: Das hängt davon ab, wer mehr Zeit hat.
Otto Spengler: Sie meinen: den längeren Atem. – Wenn Sie es so wollen. Von mir aus. Bitte … (steht auf)
Friedrich Abele: Nein, nein. Lassen Sie uns vernünftig darüber reden.
Otto Spengler: Allerletzter Versuch. – Ich lasse mich nicht …
Robert Richter: Machen wir doch eine kleine Pause.

(Pause)

19. Szene
Wie vorher

Otto Spengler: Nun denn!
Friedrich Abele: Nun denn!
Otto Spengler: Schon wieder. – Wie vorher?
Alois Kammer (grinst): Das ist nicht gerade spannend.

(kleine Pause)

Friedrich Abele: Kurz: Wir sind am Ende und brauchen frisches Geld.
Robert Richter: Die Zahlen …
Otto Spengler: Ich brauche keine Zahlen. – Ich bin informiert.
Alois Kammer: – Ich wäre daran interessiert. Das gibt interessante Einblicke.
Otto Spengler: Im Vertrauen, Herr Kollege im Geist, das können Sie sich sparen.
Alois Kammer: Wer weiß?
Otto Spengler: Sie denken sich das also folgendermaßen: ich beschaffe Ihnen Kapital. Und Sie produzieren munter fort. – Bis zur nächsten Spritze und so fort. – Das ist unterhalb meiner Möglichkeiten.
Alois Kammer: Das dachte mir.
Otto Spengler: Danke, ich weiß, wer ich bin.
Robert Richter: Ja, so dachten wir in etwa. Wir haben ja schon Vorleistungen erbracht.
Otto Spengler (schmunzelt genüsslich): Vorleistungen nennen Sie das? – Und was springt für uns heraus?

Friedrich Abele: Das Übliche.
Otto Spengler: Das Übliche? – Ich bin kein Sparkassenleiter irgendeiner Zweigstelle.
Robert Richter: Das wissen wir.
Friedrich Abele: Also, was sagen Sie dazu?
Otto Spengler: So läuft das nicht.
Alois Kammer: Sie wollen rein!
Otto Spengler: Ganz genau. Aber radikal. Und ganz anders. – Von wegen Aktienpaket. Lächerlich. – Die waren doch alle unfähig.
Friedrich Abele: Was wollen Sie denn? – Die Führung?
Otto Spengler: Die Führung? – Das war einmal. – Bringt nichts! – Die bleibt bei Ihnen.
Robert Richter: Ich verstehe nichts.
Alois Kammer: Sie wollen uns doch nicht übernehmen?
Otto Spengler: Einen Laden, wo der Pleitegeier drüber kreist. – Kaum!
Friedrich Abele: Wir wollen nur eine Kapitalspritze. Mehr nicht.
Otto Spengler: Die gibt es nicht. – Von keiner Bank.
Alois Kammer: Wie? – Sie vertreten keine Bank?
Otto Spengler: Ich habe enge Beziehungen. Aber brauche keine. – Falls notwendig, gibt es Kapital.
Alois Kammer: Aber?
Otto Spengler: Wir brauchen keins.
Friedrich Abele: Wie sollen wir ohne …
Robert Richter: Produzieren?
Otto Spengler: Wir werden den ganzen Laden umkrempeln.
Robert Richter: Ohne alles? Wie denn?

Otto Spengler: Die einfachste ist immer die beste Lösung.
Alois Kammer: Immer!
Otto Spengler: Die jungen Freunde werden mir wohl zustimmen, wenn ich sage: nicht immer anschieben, reinpumpen! – Das führt zu nichts. – Hinten kommt nichts mehr raus. – Reine Verschwendung.
Friedrich Abele: Stimme ich zu. Ich weiß nicht, wohin das führt, aber …
Otto Spengler: Man schiebt zwar an, dann macht es: klack, klack, klack. Aber am Schluss liegen alle Dominosteine platt.
Alois Kammer: Das Beispiel ist nicht so glücklich gewählt, vermute ich. Denn da, muss man nur anschubsen.
Otto Spengler: Das habe ich auch noch nie gemacht. – Meine Beispiele sind immer schlecht. – Eine Cohiba bitte (raucht, lässt sich viel Zeit).

(Pause)

Friedrich Abele: Also keine Dominosteine. Gut.
Otto Spengler: Man muss einen Punkt finden, damit der Laden wie von selbst läuft. Ohne …
Friedrich Abele: Zuschuss von außen.
Alois Kammer: Sie meinen wohl ein Perpetuum mobile.
Otto Spengler: Aha, Bildung lohnt sich.
Alois Kammer: Das funktioniert nicht. – Das ist erwiesen.
Otto Spengler: Sie müssen nur das Gesetz des kleinsten Zwangs hinzunehmen.
Robert Richter: Und dann? – Dann beschleunigt sich die Sache noch?

Alois Kammer: Absolut unmöglich. – Die Arbeiter sind doch schon fix und fertig. Und dann? – Noch mehr Zwang?
Otto Spengler: Ich spreche vom Gesetz! – Sie müssen mir schon richtig folgen.
Friedrich Abele: Aber wie?
Otto Spengler: Bevor es weitergeht, schreiten wir zur Tat. – Hier der Vertrag. – Wir wollen ran – an den Profit.
Alois Kammer: Dorthin, wo der Profit entsteht? An den Mehrwert?
Otto Spengler: Natürlich. – Alles andere hat keinen Sinn. – Lohnkostensenkung, Lohnnebenkosten ausgliedern. – Alles Quark. – Raus aus dem Teufelskreis. Wie blödsinnig. – Rein in den Teufelskreis. Das ist es.
Friedrich Abele (kreidebleich): Sie, sie wollen ja alles! – Was bleibt dann für uns?
Otto Spengler: Die Stiftung, die Stiftung, selbstverständlich. – Und ein beständiger Zufluss ist Ihnen garantiert, Herr Stiftungsvorsitzender!
Robert Richter: Und ein paar Extras?
Otto Spengler: Dafür bin ich nicht mehr zuständig. Da kommen die anderen zum Zuge. (Pause) Sie haben keine Wahl. Sie kommen noch gut weg. Bei den Schulden. – Da müssen Sie froh sein, wenn ich Sie nicht wegputze.
Alois Kammer: Ich glaube, ich habe genug.
Otto Spengler: Sie bleiben. – Sie brauche ich noch!
Alois Kammer: Ist das ein Befehl?
Otto Spengler: Wie Sie wollen. Das überlasse ich ganz Ihnen.
Friedrich Abele: Ich weiß aber immer noch nicht, wie Sie den Laden auf Vordermann bringen wollen?

Otto Spengler: Zuerst die Unterschrift. Alles klar?
(Der Vertrag wird unterschrieben)
Nun denn! – Das Gesetz des kleinsten Zwangs: – Wir machen alle zu Subunternehmer. Bis runter zum Lehrling.
Alois Kammer: Haben wir schon längst keine mehr.
Otto Spengler: Dann bis runter zur Putzfrau. – Wir holen alle rein.
Robert Richter: Ins Boot?
Otto Spengler: Endlich verstanden! – Die werden beteiligt mit allem drum und dran.
Alois Kammer: Das ist der kleinste Zwang?
Otto Spengler: Der Einstieg dazu. – Jeden Euro, den sie verdienen wollen, müssen sie vorher hineingesteckt haben. Was meinen Sie, meine jungen Freunde: die werden laufen wie die Hasen.
Alois Kammer: Oder wie die Hamster im Laufrädchen.
Otto Spengler: Die werden produzieren, verkaufen, Werbung machen. Das Controlling kann man sich sparen. Alles in einem.
Alois Kammer: Gibt es auch eine eigene Währung? Mit einem bestimmten Umtauschkurs?
Otto Spengler (lacht): Vielleicht. – So wird das laufen.
Friedrich Abele: Und woher nehmen Sie das Geld?
Otto Spengler: Die sollen alle Kredite aufnehmen. – Privatkredite. Die ganze Familie bis rauf zu Oma und Opa. – Dann klappt es auch wieder mit dem Familienzusammenhalt.
Alois Kammer: Kampf dem Zerfall der Familie. Hurra, der Familienbande.
Otto Spengler: Eben.

Friedrich Abele: Die werden doch alle gehen.
Otto Spengler: Das bezweifle ich stark. – Das gibt ein neues Zusammengehörigkeitsgefühl. Die kontrollieren sich freiwillig gegenseitig. – Das wird ein Fest.
Alois Kammer: Eine neue Solidarität. – Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört!
Robert Richter: Eben. Ganz ohne moralischen Druck.
Friedrich Abele: Und die Kredite?
Otto Spengler: Da kommen die Banken ins Spiel. – Beste Konditionen, auch für den Privatbedarf.
Alois Kammer: Und wer nicht mehr zahlen kann. Trotz allem?
Otto Spengler: Das ist dann nicht unsere Sache. Das gehört in die private Vorsorge und Verantwortlichkeit.
(steht auf) – Meine jungen Freunde, ich habe mich köstlich unterhalten.
Verabschiedet sich, wendet sich noch einmal um, zu Kammer direkt): – Und Ihre Aufgabe besteht darin, die Trommel zu rühren.
Alois Kammer: Die Trommel? – Nein, die Zeiten sind endgültig vorbei. Von wegen: „Die Trommel gerührt, die Reihen dicht geschlossen …“ – Endgültig vorbei. – Mit mir nicht!
Otto Spengler: Wir werden sehen. – Sie kennen doch schon alles. Altes Spiel, neues Glück.
Alois Kammer: Mit mir nicht. – Am Schluss wird abgerechnet.
Otto Spengler: Nur ohne Sie! – Ich freue mich schon auf die Jungen. Die wollen noch was werden.

20. Szene
Rechtsabteilung

Carl Sohl, Bernd Obermüller, Matthias Ruhnberg

Carl Sohl: Schon etwas durchgesickert?
Bernd Obermüller: Alles. Wir werden übernommen.
Matthias Ruhnberg: Übernommen? – Wir sind doch pleite. Das lohnt sich nicht.
Carl Sohl: Du meinst: plattgemacht. Wir werden alle entlassen. – Auffanggesellschaften, Frührente, Umschulung …
Bernd Obermüller: Nein, es geht aufwärts. – Keine Entlassungen: – Neueinstellungen!
Carl Sohl: Bist du verrückt?
Matthias Ruhnberg: Der ist jetzt ganz ausgeflippt.
Bernd Obermüller: Warum glaubt Ihr mir nicht? – Wir werden übernommen. Und jetzt geht es aufwärts, vorwärts. Egal. – Ein neuer Stern geht auf. – Der Mai ist gekommen.
Carl Sohl: Jetzt spinnt er total.
Matthias Ruhnberg: Der verkraftet einfach das Ganze nicht. Diesen Nervenkrieg.
Carl Sohl: Der steht das nicht durch.
Bernd Obermüller: Wir werden übernommen!
Carl Sohl: Ja, von wem denn? – Sprich!
Matthias Ruhnberg: So spannend kann es auch nicht sein.
Bernd Obermüller: Wie ich es euch prophezeit habe: – vom Göring-Konzern.
Matthias Ruhnberg: Du hast Recht gehabt. Allerdings. – Vom Göring-Konzern. – Das ist schon etwas und nicht nichts.